



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Deutsch-Ostafrika

Stentzler, J.

Berlin, 1910

urn:nbn:de:gbv:46:1-8778



37c2404



Deutsch-Ostafrika

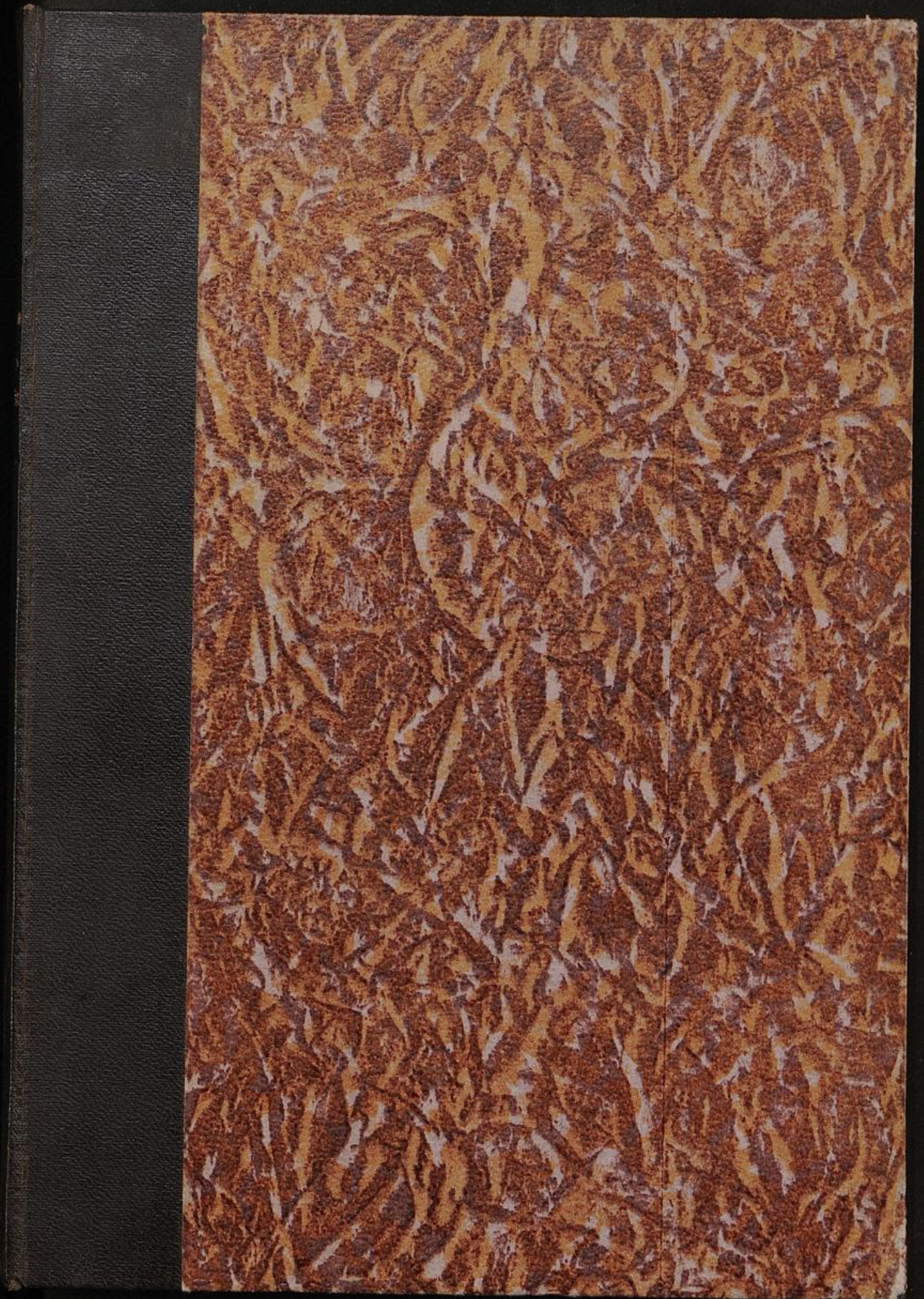
Krieg- und Friedensbilder

von
Stentzler

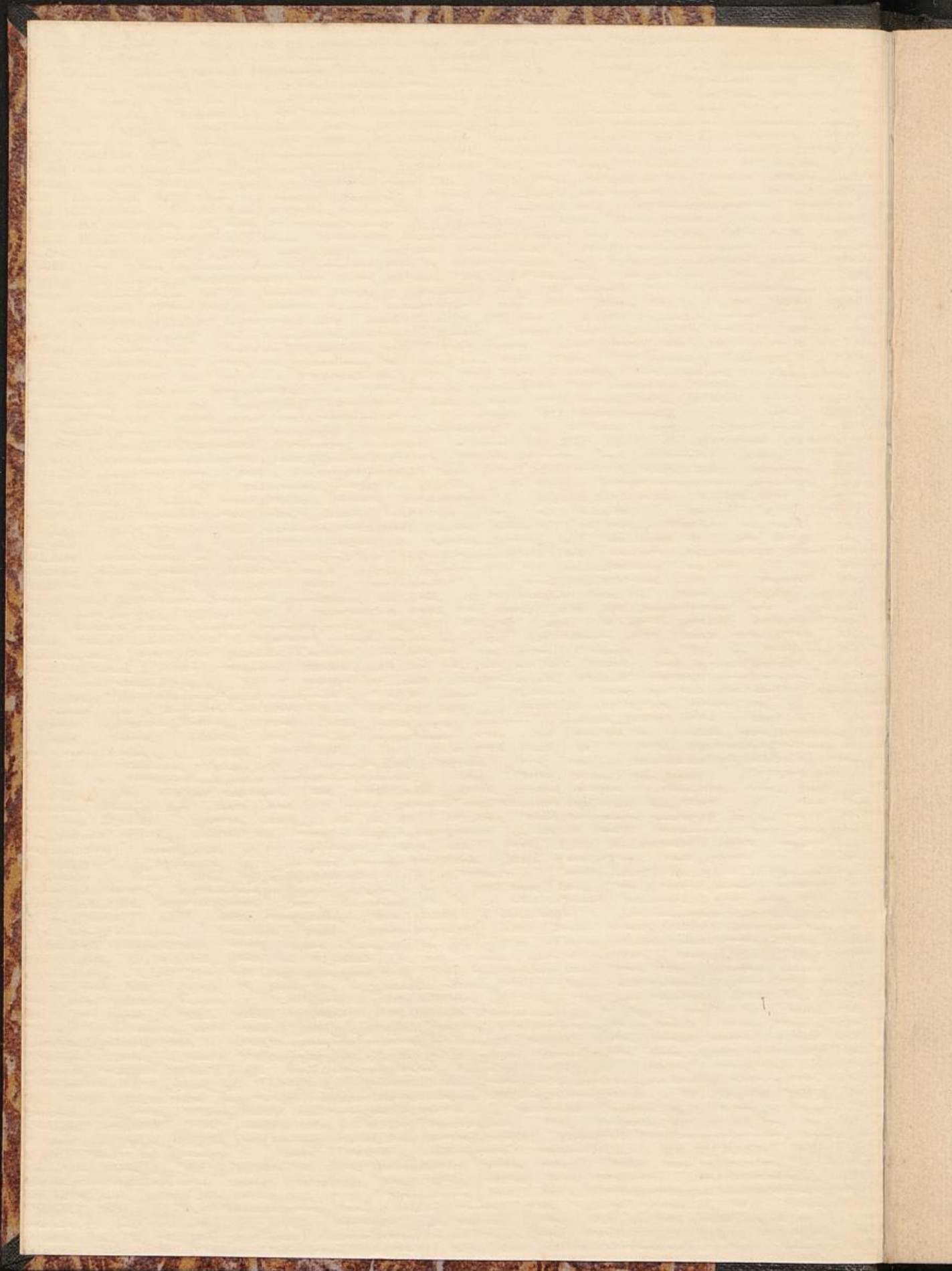
Hauptmann und Lehrer
an der Kriegsschule in Anklam
früher in der Kaiserlichen Schutz-
truppe für Deutsch-Ostafrika
Mit 14 Abbildungen

2. Auflage

Berlin
Verlag von Wilhelm Weicher
◦ 1910 ◦



37 r 2404



37c2404

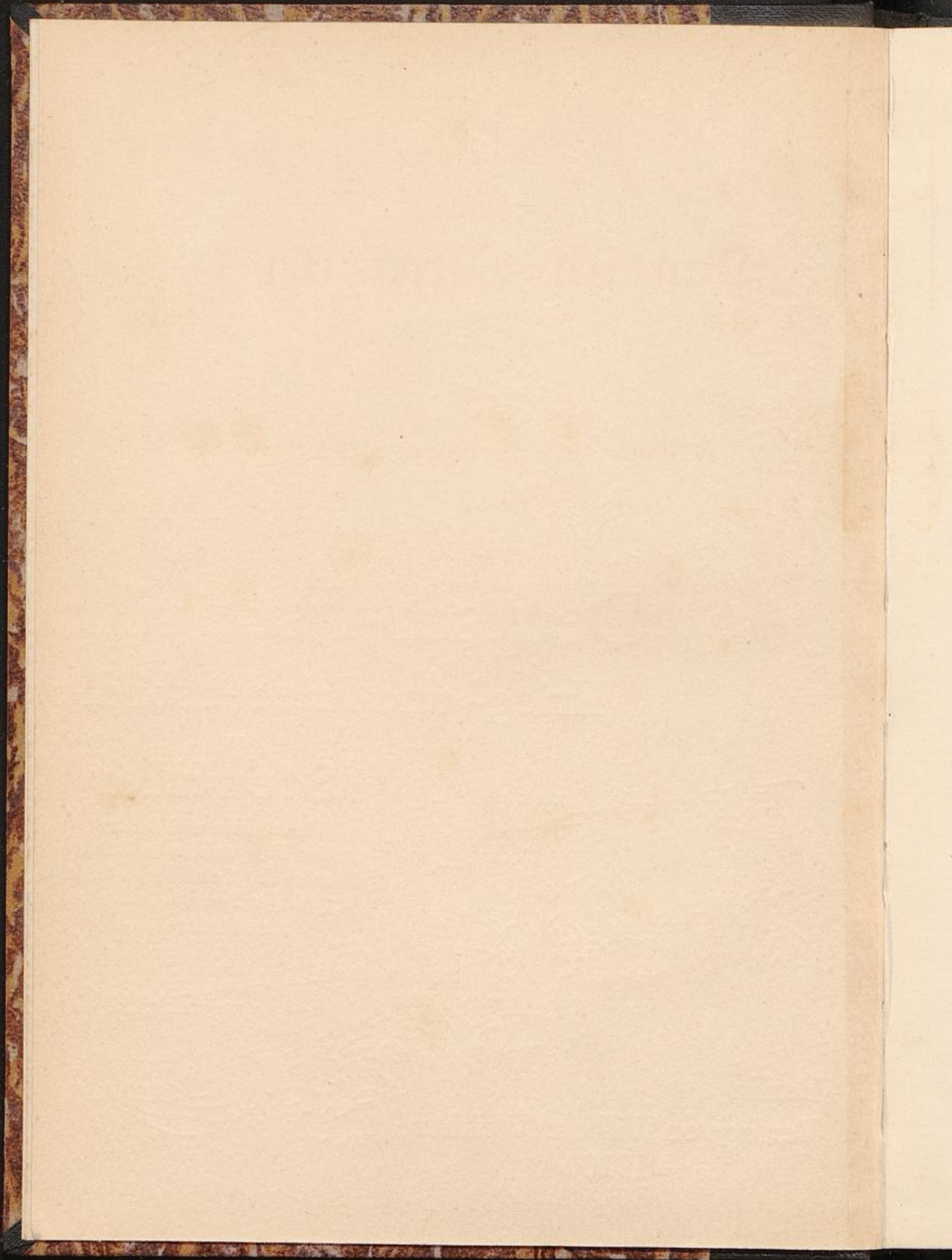


Deutsch-Ostafrika
Krieg- und Friedensbilder
von
Stentzler

Hauptmann und Lehrer
an der Kriegsschule in Anklam
früher in der Kaiserlichen Schutz-
truppe für Deutsch-Ostafrika
Mit 14 Abbildungen

2. Auflage

Berlin
Verlag von Wilhelm Weicher
□ 1910 □



Deutsch = Ostafrika



Kriegs- und Friedensbilder

von

J. Stenzler

Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule in Anklam,
früher in der Kaiserl. Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika

2. Auflage



Berlin W 30
Verlag von Wilhelm Weicher
1910



37c2404

Gedruckt bei Hubert & Co., G. m. b. H. in Göttingen.

Meiner lieben Schwester Klara
zugeeignet

Vorwort.

Die Literatur aller Art über Deutsch-Ostafrika ist beträchtlich.

Um so mehr war ich erstaunt über die Fragen, die an mich gerichtet wurden, als infolge des letzten Aufstandes das Interesse auch für Deutsch-Ostafrika wieder rege wurde; Fragen, aus denen sich ergab, daß die meisten Leute, die nicht irgendwelche besonderen kolonialen Beziehungen haben, sich gerade von den allgemeinen Verhältnissen dort draußen keinen rechten Begriff machen können.

Wenn die nachfolgenden kurzen Schilderungen dazu beitragen, das Verständnis und Interesse für unsere schöne Kolonie zu fördern, so hat die Arbeit ihren Zweck erfüllt.

Rastatt, September 1906.

Stenzler.

Vorwort zur 2. Auflage.

Gerne bin ich der Aufforderung des Verlegers zur Besorgung einer Neuauflage nachgekommen.

Der wirtschaftliche Teil bedurfte einer gründlichen Durcharbeitung, denn „Alles fließt“ gilt in weitestem Umfange für die wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Kolonien.

Auf allen Gebieten zeigen sich erfreuliche Fortschritte oder wenigstens Ansätze dazu; viele Wünsche, die ich seinerzeit ausgesprochen, sind inzwischen erfüllt. Hoffentlich schreitet die Entwicklung unseres schönen Deutsch-Ostafrika stets in gleichem Maße vorwärts.

Rahmen und Zweck dieses Büchleins sind die gleichen geblieben, möchte es auch weiter neue Freunde finden!

Anklam, September 1910.

Stenzler.

Inhalt.

	Seite
1. Dar es Salam	1
2. Kaiserliche Schutztruppe	12
3. Über den Aufstand 1905/06	31
4. Eine Stationsgründung	38
5. Expeditionsführung	53
6. Missionswesen	73
7. Jagdliches	77
8. Allgemeine wirtschaftliche Lage	91
9. Plantagen- und Eingeborenen-Kulturen	94
10. Besiedelung	105
11. Handel und Eisenbahnbau	109
12. Erzieherische Bedeutung der Kolonien	120

Verzeichnis der benutzten Quellen.

Denkschriften über die Entwicklung der Schutzgebiete in
Afrika und der Südsee.

Denkschrift betr. die Eisenbahnen Afrikas, Grundlagen
und Gesichtspunkte für eine koloniale Eisenbahnpolitik
in Afrika.

Berichte über Handel- und Industrie: „Deutsch-Ostafrika
als Einfuhr- und Ausfuhrmarkt.“

v. St. Paul-Maire Ruhn Schwabe „Taschenbuch für
Deutsch-Ostafrika 1910“.

Verhandlungen des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees.

Hans Meyer: Ostafrika (Deutsches Kolonialreich).

Tropenpflanzer.

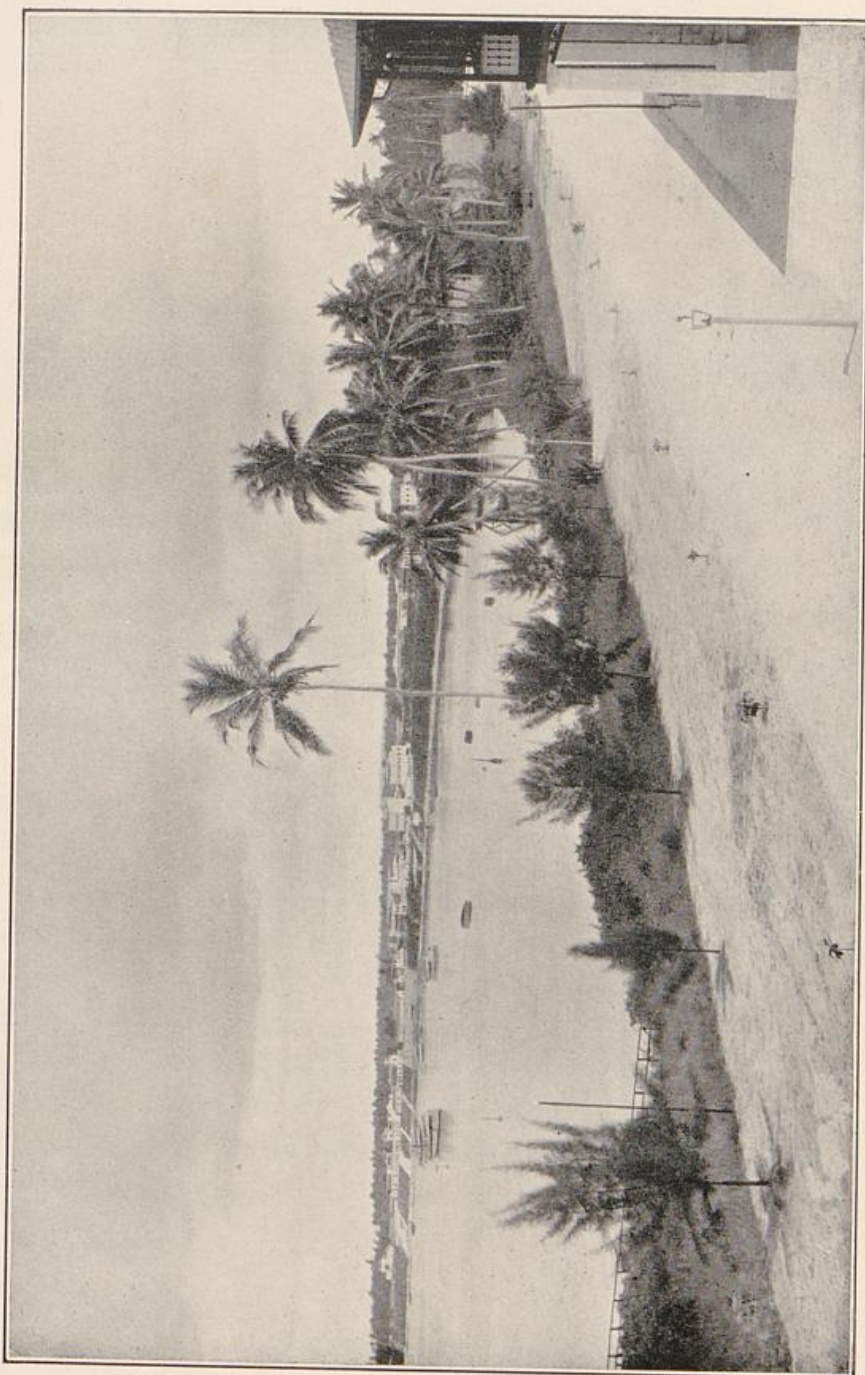
Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
1. Stadt und Hafen von Dar es Salam	1
2. Sansibar: Sultanspaläste, Harem und Leuchtturm am Hafen	2
3. Eine Gerichtsverhandlung in Deutsch-Ostafrika	8
4. Kaffeegesellschaft auf dem Tennisplatz in Dar es Salam	10
5. Blick auf den Lukuledifluß bei Lindi.	16
6. Askariweiber in Lindi	24
7. Abendshoppen beim „Griechen“ in Mpapua	28
8. Gouverneur Exzellenz v. Schele in Kionga	32
9. Kompagnie auf Expedition	36
10. Arabisches Fahrzeug (Dhau) mit indischen Händlern. .	56
11. Markthalle in Dar es Salam	73
12. Vorrathshütte	100
13. Marschlager	100
14. Karawanerei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Bagamoyo	109

Verzeichnis der Bücher

Das Verzeichnis der Bücher ist in drei Abtheilungen eingetheilt: I. Die Bücher, welche in der Bibliothek der Universität zu Bremen vorhanden sind; II. Die Bücher, welche in der Bibliothek der Universität zu Göttingen vorhanden sind; III. Die Bücher, welche in der Bibliothek der Universität zu Halle vorhanden sind.

Das Verzeichnis der Bücher ist in drei Abtheilungen eingetheilt: I. Die Bücher, welche in der Bibliothek der Universität zu Bremen vorhanden sind; II. Die Bücher, welche in der Bibliothek der Universität zu Göttingen vorhanden sind; III. Die Bücher, welche in der Bibliothek der Universität zu Halle vorhanden sind.



Stadt und Hafen von Dar es Salam.



Stadt und Hafen von Dar es Salam.

Dar es Salam.

Von Berlin ging es über die Alpen durch Italien nach Neapel, von wo uns ein Dampfer der deutschen Ostafrika-Linie nach der neuen Heimat tragen sollte.

Drei Tage herrlicher Fahrt brachten uns durch die Straße von Messina nach Port-Said, dem Eingangsort des Suezkanals. Es war der erste Punkt, an dem uns orientalisches Leben entgegentrat. Leider lag unser Schiff in Quarantäne, so daß wir nur von dort aus neugierigen Auges das lebhafteste Getriebe, das malerische Durcheinander von Angehörigen aller Völker der alten Welt bewundern konnten.

Der Weg ging weiter durch den Kanal an Suez vorbei, durch das damals unglaublich heiße Rote Meer nach Aden, der eigenartigen Felsenstadt.

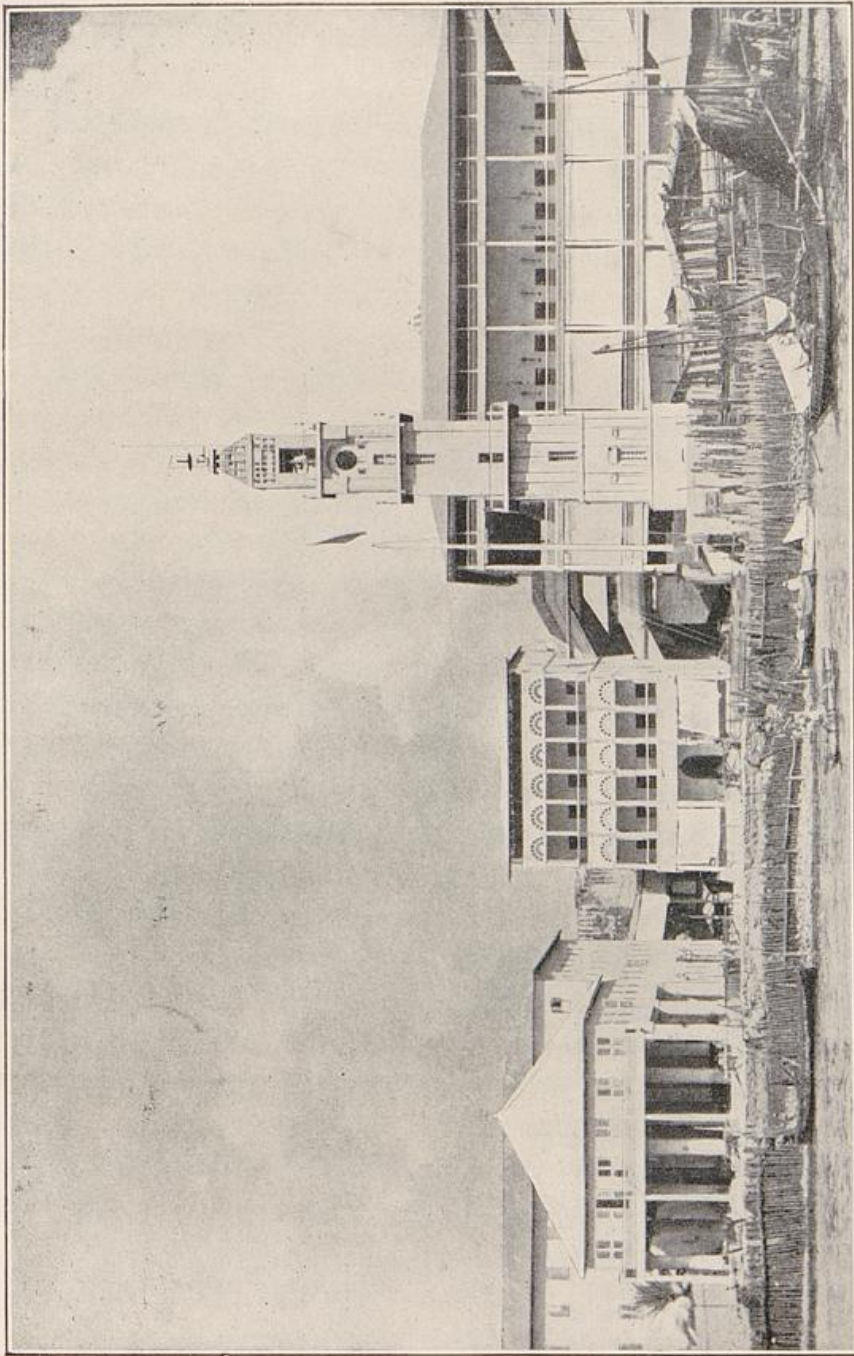
Nach weiteren sieben Tagen, die uns teilweise gehörig herumgeschüttelt, wurde uns die freudige Kunde: in wenigen Stunden kommt Tanga, der erste Hafen unserer ostafrikanischen Küste in Sicht.

Unser Aller bemächtigte sich eine gewisse gespannte Aufregung, sollten wir doch hier den ersten Blick in die neue Welt tun, die für längere Zeit das Feld unserer Tätigkeit bilden würde.

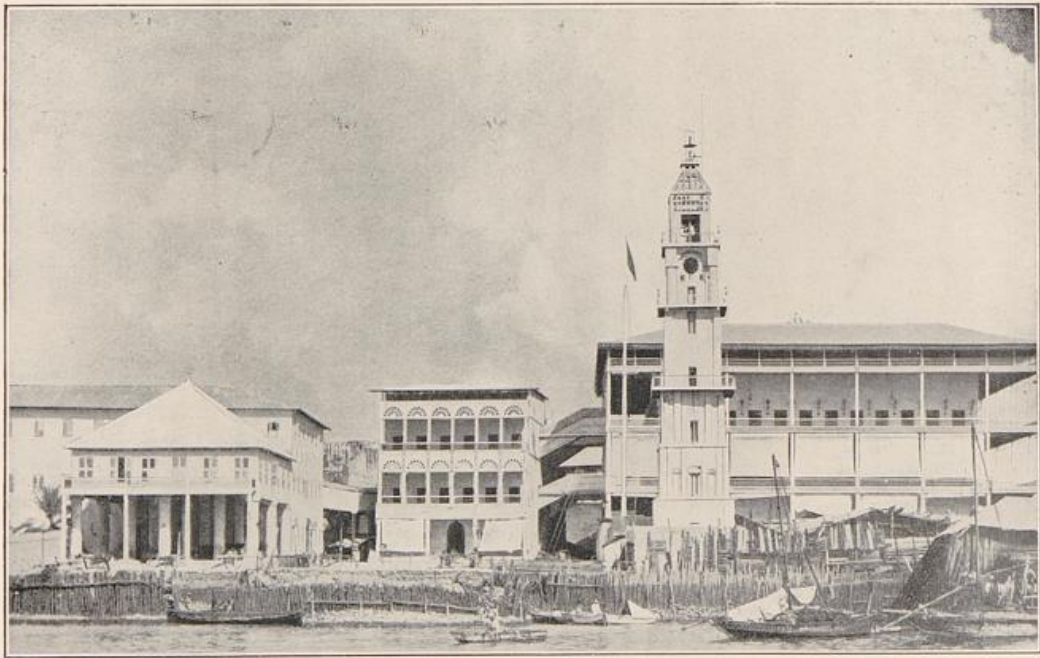
In den Hafen gelangt man durch eine schmale Einfahrt, so daß Tanga ganz plötzlich vor dem Auge des Beschauers erscheint. Die Ufer sind bewaldet, gerade vor dem Bug des Schiffes breitet sich der Ort aus. Wir eilten schleunigst an Land, besuchten zuerst die Boma (Fort), deren Räume und Einrichtungen einen sehr vorteilhaften Eindruck machten. Dann ging es in die Stadt.

Unsere bisherigen Vorstellungen eines Negerdorfes erwiesen sich als trügerisch, wir dachten einen ungeordneten Haufen verstreut liegender, elender Hütten zu finden und sahen verhältnismäßig gerade, gepflasterte, reinliche Straßen, die Häuser meist mit einer Veranda versehen, eine Anmenge von Läden, Kaffeehäuser für die Araber und Askaris. Die Neger waren sauber, meist in die langen, arabischen Hemden gekleidet, jedem Europäer machten sie achtungsvoll Platz, ein freundliches „jambo bana“ ihm zurufend.

Am zweiten Morgen setzten wir die Reise fort, zunächst an der Küste von Sansibar entlang. Es war ein herrlicher Anblick, die Ufer überall üppig bewaldet, nur unterbrochen von Schamben und Landhäusern des Sultans sowie vornehmer Araber. Die Stadt selber mit ihren großen, tadellos weißen Häusern und dem damals noch nicht zerstörten, gewaltigen Sultanspalast gewährte gleichfalls ein überaus reizvolles, malerisches Bild. Sie ist sehr ausgedehnt, hat etwa 80000 Einwohner und ist auch heute noch, trotz aller Anstrengungen unsererseits, der Schlüsselpunkt des Handels der ganzen ostafrikanischen Küste.



Sanfihar: Sultanspaläste, Harem und Leuchtturm am Hafen.



Zanzibar: Sultanspaläste, Harem und Leuchtturm am Hafen.

Am Spätnachmittag kamen wir in die Höhe von Dar es Salam. Von weit her leuchtete uns der weiße Gouvernementspalast entgegen. Auch hier, ähnlich wie in Tanga, fuhren wir durch eine schmale Einfahrt, und unvermittelt, in wenigen Augenblicken, lag der Hafen mit seinen Ufern vor uns.

Der Anblick, den Dar es Salam in der Abenddämmerung bot, war überraschend; auf uns empfängliche Neulinge wirkte er geradezu märchenhaft. Der Hafen war von Schiffen aller Art, europäischen wie einheimischen, belebt. Links grüne Ufer, rechts die evangelische Mission, durch einen Palmenhain schimmernd, dann die große Messe für Offiziere und Beamte, europäische Wohnhäuser in tropischem Stil, die Boma, der mit Zinnen gekrönte Zollschuppen und noch zahlreiche andere stattliche Gebäude. Dahinter liegen verborgen die Sinder- und Negerviertel.

Dar es Salam ist bekanntlich seit 1891 Sitz der Regierung, und hauptsächlich daher rührt das schnelle Aufblühen des früher nur unbedeutenden Fischerdorfes. Der Ort zählt etwa 25000 Einwohner, darunter 1000 Europäer, Offiziere und Unteroffiziere, Beamte und zahlreiche Geschäftsleute; im übrigen Araber und Neger.

Die Wahl von Dar es Salam als Hauptstadt an Stelle von Bagamojo muß entschieden als glücklich bezeichnet werden, da es einerseits einen vorzüglichen Hafen hat, der die größten Seeschiffe aufnehmen kann, andererseits ziemlich in der Mitte unserer Küste liegt. Für die

Entwicklung der Stadt ist nach jeder Richtung außerordentlich viel getan worden, so daß sie heute unbestritten als die schönste Stadt der ganzen ostafrikanischen Küste gilt.

Die früher zahlreichen, fieberbringenden Sümpfe sind trocken gelegt, wie auch sonst zahlreiche hygienische Einrichtungen getroffen worden. Es gibt durchweg Wasserleitung und elektrisches Licht. Da es Salam ist nicht mehr wie zu Beginn eine reine Soldaten- und Beamtenstadt, sondern ebenso ein geschäftlich sehr reger Handelsplatz, in dem man aber im übrigen auch nach sauren Wochen frohe Feste zu feiern weiß.

Einen besonderen Merkstein in dieser Entwicklung bildet naturgemäß der Bau der Eisenbahn nach Morogoro-Tabora.

Die Araber haben sich völlig mit unserer Herrschaft ausgesöhnt, sie sind im allgemeinen Großgrundbesitzer und bilden gewissermaßen die Aristokratie des Landes. Ihr Besitztum sind Zucker- und Kokospflanzungen, Reisplantagen und Sklaven. Eigentliche Händler sind sie nicht, sie bilden mehr die Vermittler des Handels, indem sie, vor allem früher, Elfenbein aufkauften und zur Küste führten. Sie sind an Handelsgeschicklichkeit den Indern weit unterlegen, denen sie auch meist verschuldet sind.

Letztere haben den Kleinhandel, aber auch einen sehr bedeutenden Teil des Großhandels in Händen, da sie den Eingeborenen näher stehen und in deren Behandlung den Europäer weit übertreffen. Ein Segen für das

Land sind sie nicht. Araber wie Neger kommen durch sie in Schulden, und den Gewinn verzehren sie nicht etwa im Lande, sondern verschwinden, sobald sie ein gewisses Vermögen zusammengespart und -gewuchert haben, nach Indien. Leider müssen wir noch längere Zeit mit ihnen rechnen.

In Dar es Salam laufen die Fäden der gesamten Militär- und Zivilverwaltung zusammen. Da bei dem Umfange der Geschäfte der Gouverneur außerstande ist, überall persönlich einzugreifen, so steht ihm in den militärischen Angelegenheiten der „Kommandeur“ zur Seite, während die Zivilverwaltung in verschiedene Referate eingeteilt ist, deren Tätigkeit kurz folgende ist.

Das Referat für Landes-Kultur wurde eingerichtet durch den Geheimen Regierungsrat Dr. Stuhlmann, der sich um die kulturelle Entwicklung der Kolonie große Verdienste erworben hat.

In den verschiedenen Versuchsanlagen ist die Nutzbarkeit anbaufähig erscheinender Pflanzen zuerst erprobt worden, wie z. B. in Livale (Kautschuk), Kurasini (Agaven), Mombo (Baumwolle), Kwai (europäisches Getreide und Gemüse).

Die bedeutendste Einrichtung ist jetzt das Landwirtschaftlich-Biologische Institut in Umani bei Tanga, dessen Zweck: Hebung und Erhaltung der ostafrikanischen Landeskulturen ist. Dies umschließt, um nur das Wesentlichste herauszugreifen: Kulturversuche, Bodenanalysen, Erfor-

schung von Krankheiten bei Tieren und Pflanzen, Erforschung der Flora und Fauna der Kolonie, Raterteilung an Pflanzer u. ä.

Aufgabe des Referates ist ferner: Einführung einer geregelten Forstwirtschaft.

Infolge des planlosen Holzschlagens und Wildbrennens durch die Eingeborenen gingen die Waldbestände immer mehr zurück. Durch den Einfluß der Lokalbehörden und Schließung ganzer, dem Gouvernement gehöriger Distrikte sucht man dem entgegenzutreten. Hierzu sind sieben Bezirke abgegrenzt, und zwar am Rufiji, bei Tanga, Wilhelmstal, Morogoro, Moschi, Bagamojo und Dar es Salam. In dem letzteren hat sich bereits gezeigt, wie der Wald sich erholt, nachdem das Wildbrennen und der freie Holzschlag aufgehört haben. Eine energisch durchgeführte Waldschutz-Ordnung wird daher von segensreichen Folgen sein.

Schließlich untersteht dem Referat die Landesvermessung, für die es über zahlreiche Topographen und Geometer verfügt. Die Karte des Küstengebietes ist jetzt vollständig. Usambara ist, soviel ich weiß, im Maßstab 1:25000 aufgenommen, und auch von dem weiteren Innern bis zu den Seen hinauf sind bereits zahlreiche Kartenblätter vorhanden, nach denen sich sehr gut marschieren läßt.

Das Hauptverdienst um diese Aufnahmen gebührt den Offizieren der Schutztruppe.

Auch das Referat für Medizinal-Angelegenheiten

umschließt einen weiten Wirkungskreis, und seine Bedeutung ist im Laufe der Jahre außerordentlich gewachsen. Soweit ich es zu beurteilen vermag, ist dies dem Einfluß des Geheimrat Roch zuzuschreiben, der auch die besondere Vorbildung der nach Afrika hinausgehenden Ärzte angeregt hat.

Man hat der Erforschung der verschiedenen tropischen Krankheiten, besonders der Malaria, große Aufmerksamkeit geschenkt und in der Behandlung der letzteren sehr wesentliche Fortschritte gemacht, wenn sie auch noch weiter ihre Opfer fordert.

Ferner werden Schutzmaßregeln gegen die Einschleppung und Verbreitung ansteckender Krankheiten getroffen, und die bekannt werdenden Seuchenherde sofort unter ärztliche Beobachtung gestellt. Eine neue schwere Aufgabe ist durch Bekämpfung der Schlafkrankheit hinzugetreten, die, von Uganda eingeschleppt, sich leider in besorgniserregender Weise auch in unserem Gebiet verbreitet hat.

Auch der Schutzpockenimpfung der Eingeborenen hat man sich nach Kräften angenommen. Anfänglich mußte man sich auf die Küstenbezirke beschränken, da die Lymphe beim Transport verdarb, wenn auch die Impfung von Arm zu Arm bei Karawanen, die nach dem Innern zogen, manchmal glückte. Neuerdings hat man ein sehr zweckmäßiges Verfahren eingeführt. Die natürlich sehr gut verschlossene und verpackte Lymphe erhält zuletzt eine Umhüllung von Watte, und der betreffende Bote muß nun

dieses Päckchen in jedem Wasserloch oder Bach, an dem er vorbeikommt, anfeuchten. Die Verdunstung des Wassers erzeugt bekanntlich Kälte, und so ist es gelungen, die Lymphe bis zu den Seen zu schicken.

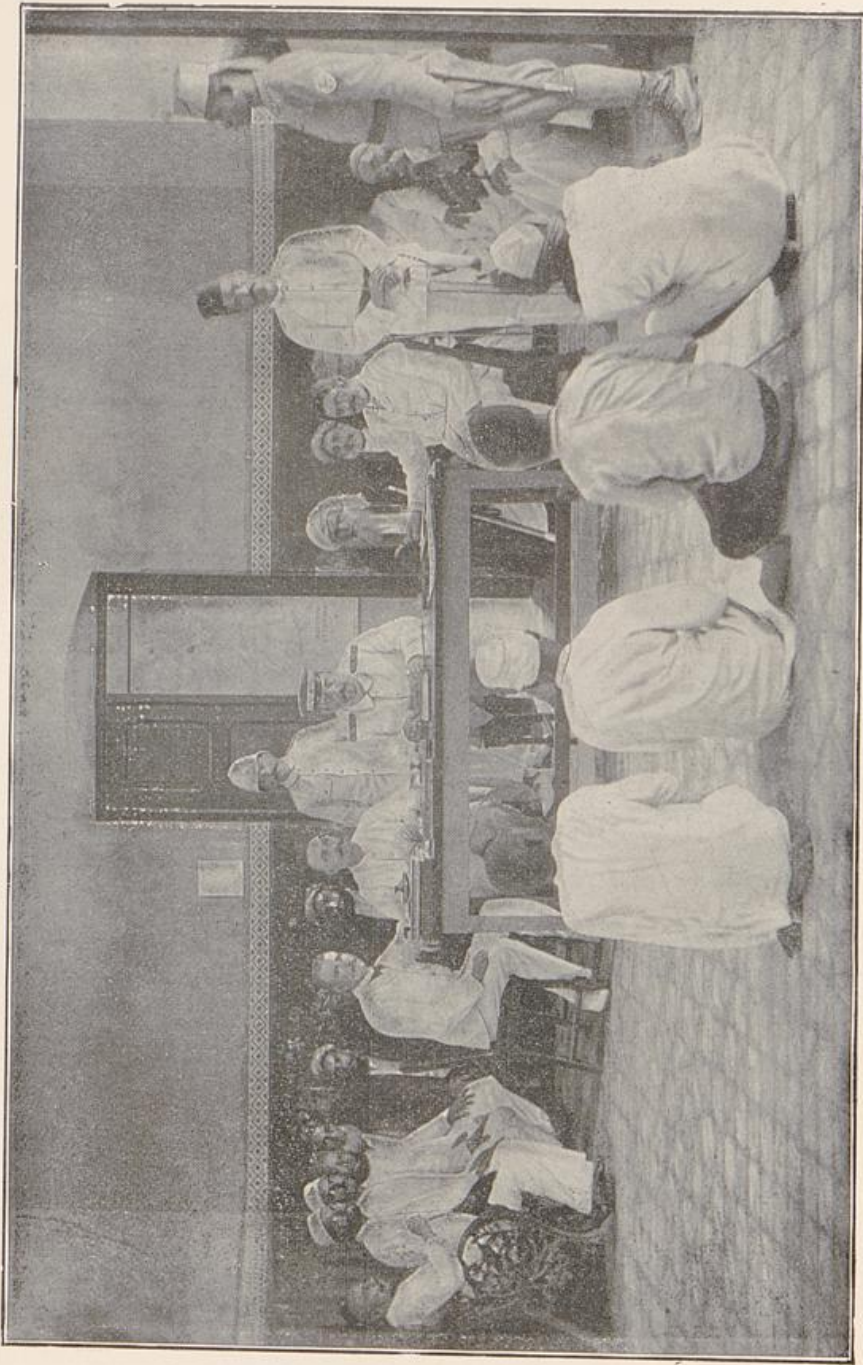
Schließlich sind noch auf tierärztlichem Gebiet die Bemühungen zu erwähnen, die man der Erforschung der Surra — Folge des Stiches der Tsetsefliege — und des Terasfiebers zuwendet.

Das Referat für Bauwesen unter einem Regierungsbaumeister hat Bau und Instandhaltung sämtlicher fiskalischer Gebäude an der Küste zu besorgen, sowie die Beschaffung von Material für die Innenstationen.

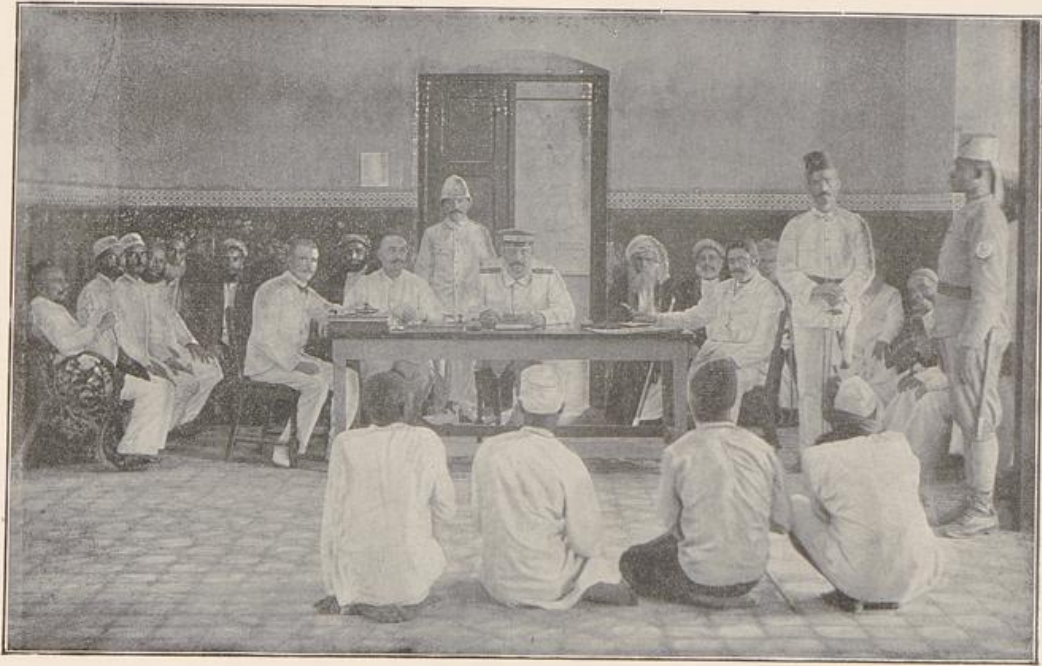
Die Gerichtsverwaltung für Europäer steht unter einem Oberrichter mit mehreren Bezirksrichtern. Streit- und Strafsachen der Farbigen werden durch die Stationschefs bzw. Bezirksamtleute entschieden; doch bedürfen diese Urteile bei Todesstrafe wie bei größeren Freiheitsstrafen der Bestätigung durch den Gouverneur.

Die Gouvernementsflotille besteht der Hauptsache nach aus fünf größeren Dampfern: „Kaiser Wilhelm II.“ „Rowuma“, „Rufiji“, sowie „Hermann von Wissmann“ auf dem Nyassa und „Hedwig von Wissmann“ auf dem Tanganika, ferner zwei kleinen Zollkreuzern, dem Sekraddampfer „Tomondo“ und dem Aluminiumdampfschiff „Ukerewe“ auf dem Viktoria-See. Die Verwaltung ist kaufmännisch, da sich dies als sparsamer erwiesen hat.

„Kaiser Wilhelm II.“, das bei weitem größte der



Eine Gerichtsverhandlung in Deutsch-Südafrika.



Eine Gerichtsverhandlung in Deutsch-Ostafrika.

Schiffe, läuft einmal monatlich sämtliche Häfen der Nord- und Südküste an und befördert Gouvernementslasten, Passagiere und Privatgüter. „Rufiji“ ist aus Ersparnis außer Dienst gestellt und dient als Reserveschiff.

Die Zollkreuzer sind eine Art Depeschboote, während Tomondo dem Verkehr auf dem Rufiji bis Kungulio flufaufwärts dient. „Hermann von Wissmann“ und „Hedwig von Wissmann“ werden sich erst rentieren, wenn die Bahn zum Nyassa gebaut ist.

Das Finanzreferat unter einem Finanzdirektor hat den Etat aufzustellen, nach Bewilligung desselben durch den Reichstag den verschiedenen Referaten die zustehenden Summen zu überweisen und ist für deren richtige Verwendung und Verrechnung verantwortlich.

Zu seinem direkten Wirkungskreis gehört auch das Hauptmagazin. Hier erhält man gegen Quittung alles, was an Utensilien, Mobilien und Geräten gebraucht wird: von Nagel und Hammer bis zur Küchen- und Wohnungseinrichtung.

Die Zollverwaltung, die längere Zeit dem Finanzdirektor unterstellt war, ist, ihrer ständig wachsenden Bedeutung entsprechend, neuerdings wieder selbständig gemacht; an ihrer Spitze steht ein Zolldirektor.

Zollstationen befinden sich sowohl an der Küste, wie an den wichtigsten Verkehrspunkten der Grenzen im Innern; es werden Ein- und Ausfuhrzölle erhoben.

Für die eigentliche Verwaltung ist das Schutzgebiet

in Bezirke eingeteilt, die, soweit die Zivilverwaltung durchgeführt ist, Bezirksamtleuten, sonst den militärischen Stationschefs unterstehen. Außerdem bestehen zwei Residenturen. Diese, denen nur eine Schutzwache zugeteilt ist, üben keine eigentliche Verwaltungstätigkeit aus, sondern haben in ihren Bezirken nur für die Wahrung der deutschen Interessen zu sorgen.

Das Leben der Europäer in Dar es Salam und auf den anderen großen Küstenstationen verfließt ziemlich regelmäßig. Die Wohnungen mit allem Zubehör stellt das Gouvernement, die gesamte Verpflegung erhält man meist in der Messe oder in einem der überall vorhandenen Hotels.

Morgens: Kaffee, Tee oder Kakao, Brot, zwei Eier und Aufschnitt.

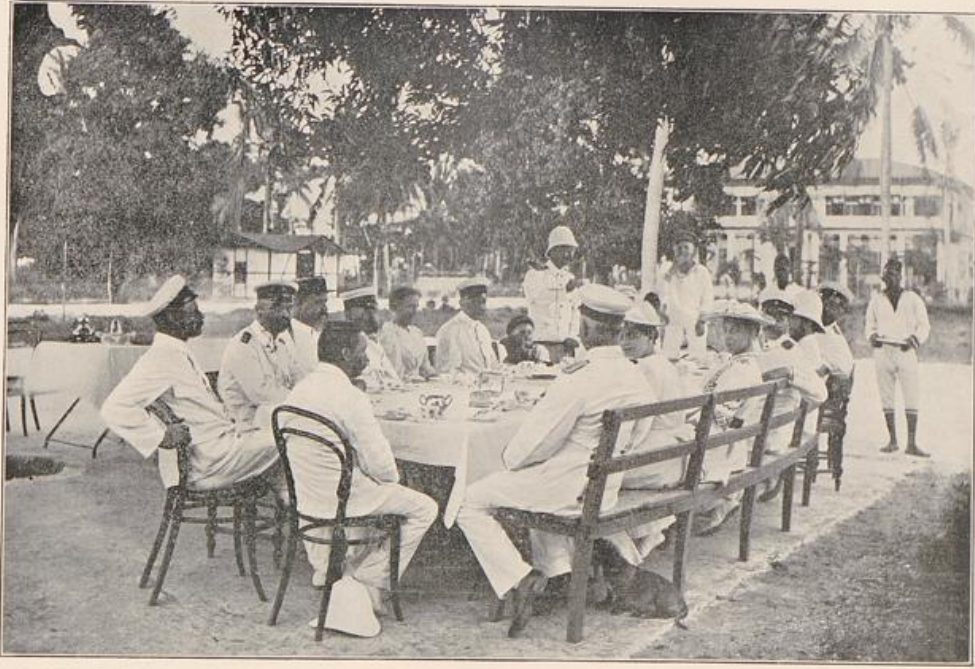
Um 12 Uhr: Suppe, ein Mittelgericht und Fleisch.
Um 7 Uhr: Suppe, Mittelgericht, Braten und Käse oder Früchte: Ananas, Bananen, Mango, Apfelsinen. Dazu trinkt man meist Wein für 1.25 M. bis 2.— M. die Flasche; an die für unsere Begriffe warme Temperatur der Getränke gewöhnt man sich bald. In Dar es Salam gibt es übrigens schon seit vielen Jahren Eis.

Die Sitte des sog. „Schoppens“ hat sich auch in Ostafrika schnell eingebürgert: teils schon vormittags, meist aber zwischen 5 und 7 Uhr abends versammeln sich die Europäer, nach Rangklassen sorgsam getrennt — in Dar es Salam in einem der zahlreichen Hotels, sonst



Prof. Klingbohs phot.

Kaffeegesellschaft auf dem Semisplatz in Dar es Salam.



Prof. Klinghofs phot.

Kaffeegesellschaft auf dem Tennisplatz in Dar es Salaam.

beim „Griechen“ —, um bei Vermout, Whisky-Soda oder Bier über das Schicksal der Kolonie und des lieben Nächsten zu beraten.

Als angenehm kann ich den Aufenthalt in Dar es Salam nicht bezeichnen, denn was man dort schmerzlich vermisst, ist afrikanisches Leben, die Verhältnisse sind zu europäisch. Wer etwa nur mit dem Gedanken an Löwenschießen und Elefantenjagen hinauskommt, wird arg enttäuscht.

Das Leben auf einer Station wie Lindi, wohin ich bald darauf kam, ist im allgemeinen ähnlich dem in Dar es Salam; materiell in engeren Grenzen, bot es dafür anderweitig mehr Abwechslung: man konnte auf dem Fluß rudern und segeln oder nach dem Dienst auf die Birsch gehen wenn man auch meist ohne Beute heimkam.

Ich möchte das Leben auf einer derartigen Station dem einer kleinen Garnison vergleichen, die abseits des großen Verkehrs liegt. Allerdings entbehrten wir immer noch das, was auch der ödesten Garnison Reiz verleiht: den anregenden Verkehr mit Damen.



Kaiserliche Schutztruppe.*)

Als Hauptmann Wissmann im Jahre 1889 auf Vorschlag des Fürsten Bismarck zum Reichskommissar ernannt und mit der Niederwerfung des Araberaufstandes in Deutsch-Ostafrika beauftragt wurde, da war er gewissermaßen ein Feldherr ohne Heer, er selbst mußte dieses erst schaffen. Den Kombinationen all derer, die ein Interesse an dem Schutzgebiet hatten, war freier Spielraum gelassen, und alle möglichen, noch mehr aber unmöglichen Vorschläge traten an den Reichskommissar heran.

Wissmann, der damals bereits auf eine langjährige afrikanische Tätigkeit und Erfahrung zurückblickte, war keinen Augenblick zweifelhaft, was er zu tun hätte.

Soeben hatten die Engländer die Erhebung Arabi Paschas niedergeschlagen und waren im Begriff, die bisherige ägyptische Armee aufzulösen. Da kam es ihnen durchaus erwünscht, einen Teil dieser Leute, die doch immer unzufrieden und zu neuen Unruhen geneigt blieben, außer Landes zu geben, und so gelang es Wissmann, ganze Kompagnien geschulter und, wie ihm bekannt war, sehr tüchtiger Soldaten zu übernehmen.

*) Vgl. „Überall“ VI. Jahrgang Nr. 30.

Die Leute wurden angemustert, auf Dampfer gesetzt und schleunigst nach Deutsch-Ostafrika gesandt. Schon auf den Schiffen, vor allem aber nach der Landung, wurden sie in der Handhabung des Gewehres und in den einfachsten Exerzier- und Gefechtsformen unterwiesen und dann gegen Buschiri geführt.

Mit diesen Sudanesen hat Wissmann den Aufstand Buschiris und Bana Heris unterdrückt, und sie bilden, durch Neuanwerbung mehrfach ergänzt, auch heute noch den Kern der Kaiserlichen Schuchtruppe.

In der Tat müssen die Sudanesen als ein geradezu hervorragendes Soldatenmaterial für eine Kolonialtruppe bezeichnet werden. Es sind geborene Soldaten. Durch Generationen hindurch haben sie keinen anderen Beruf gekannt, die Söhne folgten immer wieder dem Beispiel der Väter, und so liegt militärischer Geist und militärische Befähigung ihnen bereits im Blute. Es sind richtige Landsknechte, die bei der Fahne, der sie Treue gelobt, ausharren, bis sie durch Krankheit oder Verwundung dienstunfähig werden, oder der Tod sie abruf.

Der größte Teil unserer Sudanesen hatte schon in der ägyptischen Heimat gefochten, viele waren mit Ehrenzeichen geschmückt; es gab Leute, die bereits unter dem Mahdi gekämpft und Chartum gestürmt hatten. Die Sudanesen sind eifrig und pflichttreu im Dienst, unbedingt zuverlässig auch da, wo sie sich selber überlassen sind.

Dazu kommt noch unbedingt Vertrauen und An-

hänglichkeit an den Führer, der es versteht, auf ihre Eigenart einzugehen. Es ist nicht leicht, sie richtig zu behandeln, man muß ihre nationalen Eigentümlichkeiten kennen und ihr äußerst empfindliches Ehrgefühl richtig zu fassen verstehen. Dann aber kann man auch alles von ihnen fordern, sie werden den Führer nie im Stich lassen.

Wo so viel Licht, fehlt natürlich auch nicht der Schatten. Im Durchschnitt — es gibt hervorragende Ausnahmen — ist der Sudanrieger geistig wenig rege und zu selbsttätigem Handeln meist wenig geeignet. Aber dies ist ein Übelstand, der reichlich durch die sonstigen Vorzüge aufgewogen wird. Ein weiterer Vorteil ist noch, daß die Sudanesen der einheimischen Bevölkerung völlig fremd gegenüberstehen, ein gemeinsames Handeln gegen die Europäer also gänzlich ausgeschlossen ist; voller Verachtung sieht der Sudanrieger auf die Eingeborenen herab.

Die Kämpfe gegen Buschiri und Bana Heri wie die weiteren Expeditionen rissen starke Lücken in die Truppe, die wie schon erwähnt, zuerst durch neue Anwerbungen in Ägypten ausgeglichen wurden. Bald aber versagte England seine Genehmigung, und die in Massaua angeworbenen Leute zeigten sich wenig brauchbar. Es galt nun, neuen Ersatz zu schaffen, und da blieb nichts Anderes übrig, als Eingeborene des Schutzgebietes selber anzuwerben, was bisher nur vereinzelt geschehen war.

Der erste größere Versuch wurde 1894 gemacht, indem der inzwischen verstorbene Tippu-Tipp Auftrag erhielt,

Manjemaleute nach Dar es Salam zu bringen; denn ein Trupp von etwa 50 Mann hatte sich bereits ganz vorzüglich bewährt, wie die Manjema überhaupt für einen der kriegerischsten Volksstämme Ostafrikas gelten.

Was Tippu-Tipp heranschaffte, waren zunächst aber nicht Manjema, sondern Waniamwesi, die südlich des Viktoriassees wohnen. Diese wurden den Küstenkompanien zur Ausbildung überwiesen, aber die Erfolge waren leider nicht glänzend. Nach Ablauf eines Jahres waren wohl nur noch wenige dieser Braven in der Schutztruppe vorhanden. Nichtsdestoweniger mußten diese Versuche fortgesetzt werden und haben schließlich zum Teil auch zu recht guten Erfolgen geführt.

Darauf muß man natürlich rechnen, daß von den 50 oder 100 Rekruten, die in einem Trupp ausgebildet werden, ein bedeutender Bruchteil ausfällt: Leute, die sich nachträglich als minderwertig erweisen und entlassen werden oder auch solche, die an dem Waffenhandwerk auf die Dauer keinen Spaß haben und sich infolgedessen auf eigene Faust wieder seitwärts in die Büsche schlagen.

Desertionen kommen daher für unsere Begriffe verhältnismäßig häufig vor, während sie bei den Sudanesen zu den größten Seltenheiten zählen.

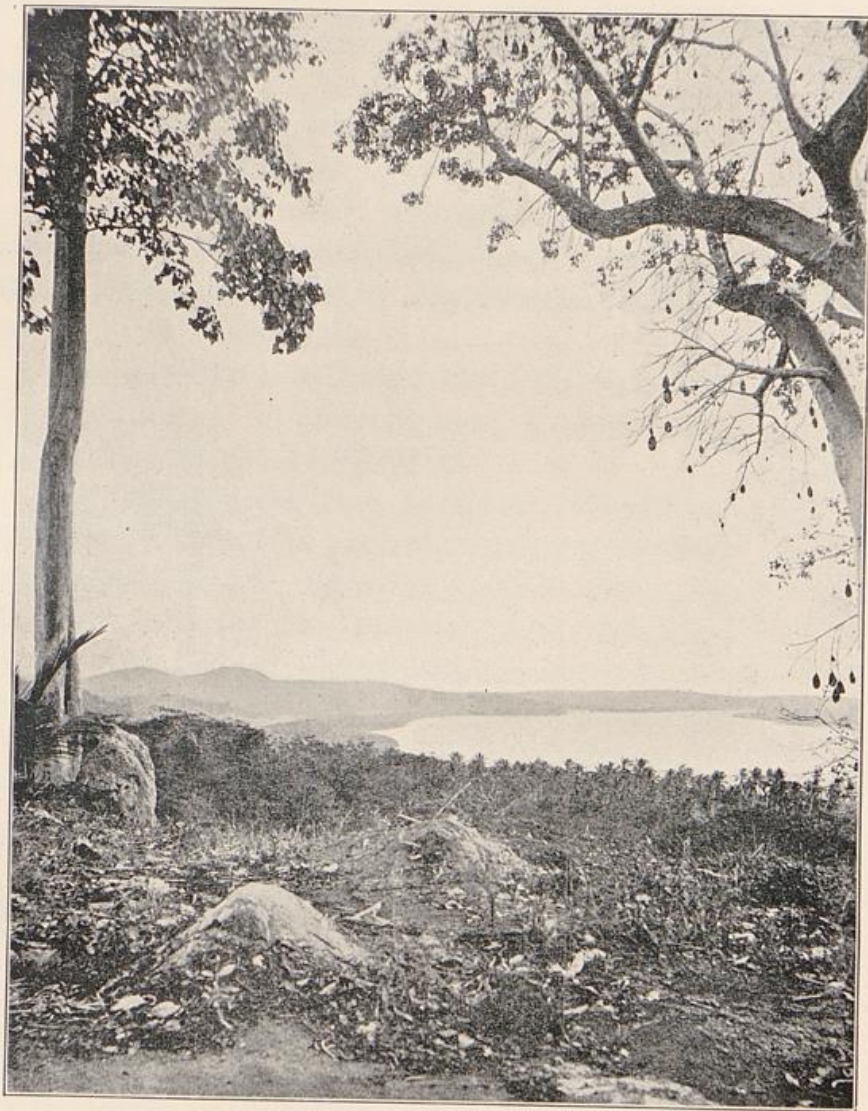
Die Leute aber, die dauernd bleiben und damit zeigen, daß sie mit Lust und Liebe ihren Dienst tun, die haben sich auch meist vorzüglich bewährt. Es sind findige, geweckte Soldaten, die selbst schwierige Aufträge verständig und zuverlässig ausführen.

Der Abgang an Sudanesen ist beträchtlich, im Durchschnitt 100—120 Mann jährlich, und daher besteht die Schutztruppe schon zum großen Teil aus Eingeborenen.

Es ist dies nicht angenehm, doch darf man keine ernste Gefahr darin sehen. Die Verhältnisse sind eben gänzlich andere wie in der ersten Zeit unserer Herrschaft. Alle großen Volksstämme, die zum Teil so nachhaltigen Widerstand entgegengesetzt haben, sind unterworfen, und so bedeutende kriegerische Unternehmungen wie noch die Rili-mandscharo- und Wahehe-Expedition unter Gouverneur von Schele kaum noch für die Zukunft zu erwarten. Der Ersatz an europäischen Offizieren und Unteroffizieren ist ein so hervorragender, daß es ihnen stets gelingen wird, eine so gut disziplinierte und ausgebildete Truppe zu erziehen, um — wie wir bei dem letzten Aufstande gesehen — allen an sie herantretenden Anforderungen gerecht zu werden; vorausgesetzt, daß sie an Zahl stark genug ist. Wir können das feste Vertrauen haben, daß uns Erfahrungen, wie sie unsere kolonialen Nachbarn erlebt haben, erspart bleiben werden: ich meine die Meutereien in Uganda und im Kongostaat.

Die Hauptursache ist darin zu suchen, daß unsere Offiziere und Unteroffiziere ihre heimischen Erziehungsgrundsätze, den Verhältnissen gemäß geändert, auch ihren schwarzen Untergebenen gegenüber anwenden.

Wir fordern von unsern Askaris zwar auf der einen Seite strenge Erfüllung ihrer Pflichten, andererseits sorgen wir aber auch auf das gewissenhafteste für ihr Wohl. Und



Hauptmann S. Fonet phot.

Blick auf den Lukuledifluß bei Lindi.

für diese persönliche Fürsorge und dieses persönliche Interesse hat auch der schwarze Soldat volles Verständnis, er dankt dem Führer durch treue Anhänglichkeit und Hingabe.

Die Organisation der Kaiserlichen Schuztruppe ist in großen Zügen folgende:

Sie besteht aus einem europäischen Offizier- und Unteroffizierkorps sowie einem Sanitätskorps, Intendantur und 14 Kompagnien farbiger Mannschaften. An der Spitze steht der Kommandeur.

Laut Rangliste 1910 besteht das Offizierkorps aus dem Kommandeur, 2 Stabsoffizieren, 17 Hauptleuten, 38 Oberleutnants und 14 Leutnants.

Das Sanitätskorps, aus 42 Ärzten bestehend, erscheint unverhältnismäßig zahlreich, was aber in Wirklichkeit nicht der Fall ist. Einerseits muß man an die regelmäßigen, $\frac{1}{2}$ jährlichen Beurlaubungen denken, andererseits ist der Wirkungskreis der Militärärzte ein außergewöhnlich großer, da sie die Behandlung der gesamten europäischen und auch eingeborenen Bevölkerung zu versehen haben.

Jede Station entspricht gewissermaßen einer kleinen Stadt, die doch zum mindesten eines Arztes bedarf.

Zu den Sanitätsoffizieren tritt eine entsprechende Anzahl Sanitätsunteroffiziere.

Die Kompagnien, deren Stärke im Mittel 162 Mann beträgt, sind im allgemeinen mit einem Kompagniechef, zwei Leutnants und zwei bis drei europäischen Unter-

offizieren besetzt. Der schreibgewandteste Unteroffizier besorgt die recht schwierigen Feldwebelgeschäfte. So reichen die Europäer fast nie weiter als zur Besetzung der Züge. Hierzu tritt noch meist ein Arzt nebst Sanitätsunteroffizier und auf Innenstationen ein Zahlmeister.

Die übrigen Dienstgrade sind mit Schwarzen — meist Sudanesen — besetzt und werden mit den ehemaligen ägyptischen Namen bezeichnet: wie Ombascha (Gefreiter), Schausch (Unteroffizier) usw. Einzelne Kompagnien haben noch einen Effendi, d. h. schwarzen Offizier, der jedoch hinter den weißen Unteroffizieren rangiert und für den inneren Dienst gewissermaßen die Stelle unfres Feldwebels einnimmt; er ist das Mittelglied zwischen Kompagnieführer und Mannschaften. Solch' ein Effendi hat einen außerordentlichen Einfluß, da jeder mit seinen kleinen Anliegen und Sorgen zu ihm kommt, und es ist ratsam, diesen Einfluß zu benutzen.

In neuerer Zeit finden Beförderungen zum Effendi nicht mehr statt, man will die Stellung also allmählich eingehen lassen, wohl aus Mangel an geeigneten Persönlichkeiten. Das ist nur zu billigen; denn den eben geschilderten Wert und eine besondere Bedeutung hat die Stellung nur dann, wenn sie durch wirklich tüchtige Leute besetzt ist.

Die Kleidung der Askaris besteht aus kurzer Jacke und Hose von braunem Khaki, braunen Schnürstiefeln, blauen Beinbinden und einer Kopfbedeckung mit Nackentuch, gleichfalls aus braunem Khaki. Der Anzug ist sehr kleidsam,

die Beinbinden sehr zweckmäßig, da sie das Hängenbleiben an Dornen verhüten.

Die Bewaffnung besteht aus Gewehr M. 71 und einem kurzen Seitengewehr. Das Gewehr hat sich hervorragend bewährt infolge seiner außerordentlichen Widerstandsfähigkeit, an die auf Expeditionen ganz ungewöhnliche Ansprüche gestellt werden; denn an sorgfältige Behandlung, Einölen usw. ist hier oft nicht zu denken. Seine Leistungsfähigkeit genügt völlig. Bekanntlich schießt es bis auf mittlere Entfernungen ausgezeichnet, und mehr wie „kleine Klappe“ braucht man im afrikanischen Gefechte kaum.

Ein Mehrlader hätte gar keinen Zweck, sondern würde nur zur Munitionsvergeudung führen. Hat man doch so schon große Mühe, die Leute vom planlosen Schießen abzuhalten. Ich habe selber Leute gesehen, die in der Aufregung des Kampfes, ohne anzulegen, nur immer luden und abdrückten.

Zum feldmarschmäßigen Anzug gehören ferner: wollene Decke, Tornister und Brotbeutel sowie eine Feldflasche aus Aluminium, die einen Liter Inhalt faßt.

Die Ausbildung im Exerzieren und Schießen erfolgt nach dem Exerzierreglement und der Schießvorschrift für die Marineinfanterie.

Das Exerzieren beschränkt sich auf die Ausbildung in der Kompagnie; denn selbst wenn einmal vier Kompagnien vereinigt sein sollten, hätte ein Üben im Bataillonsverbande keinen praktischen Wert. Bei der Char-

gierung kniet das erste Glied nieder. Neu hinzu tritt, einem afrikanischen Bedürfnis entsprechend, die Chargierung in Reihen, um in der Marschkolonne, die stets in der „Kolonne zu einem“ besteht, überraschende Angriffe aus einer oder beiden Flanken abzuwehren. So macht z. B. auf das Kommando „rechts und links fertig“ das erste Glied nach rechts, das zweite Glied nach links fertig.

Die Kommandos werden deutsch gegeben und Erklärungen durch einen Dolmetscher übersetzt. Die Leute exerzieren sehr gut, und Griffe wie Bewegungen in der Kompagniekolonne werden ebenso gut ausgeführt wie von einer heimischen Infanterie-Kompagnie.

Die Ausbildung der Rekruten im Exerzieren macht vielleicht sogar geringere Schwierigkeiten als hier, da die Leute durchweg gelenkig und gewandt sind. Die Schießausbildung erfolgt nach denselben Grundsätzen wie in der Armee, erfordert aber unendliche Mühe, um einigermaßen gute Resultate zu erzielen. Einzelne vorzügliche Schützen gibt es natürlich in jeder Kompagnie.

Für Gefechtschießen sind die Verhältnisse sehr günstig, denn geeignetes Gelände findet sich in der Nähe jeder Station, ohne daß man große Pachtsummen bezahlen muß. Diesem Dienstzweige bringen die Leute naturgemäß ein großes Interesse entgegen, besonders wenn man auf die Scheiben durch einen künstlerisch veranlagten Unteroffizier einige Wabehe im vollen Kriegsschmucke hat malen lassen.

Das Feuer einer Schützenlinie wird nur als Salve abgegeben, um die Leute sicherer in der Hand zu behalten.

Wesentlich anders geartet ist der afrikanische Felddienst, da läßt uns die vortreffliche deutsche Felddienstordnung gänzlich im Stich. Der Feldwachtdienst zunächst zeichnet sich durch noch größere Einfachheit aus als in Deutschland. Man beschränkt sich auf die unmittelbare Sicherung durch einzelne Posten, die in der Nähe aufgestellt werden. Eine Aufklärung auf größere Entfernungen durch Patrouillen oder stärkere Abteilungen findet nicht statt; auch hat das Wegenez in Afrika bei weitem nicht die Bedeutung für die Kriegführung wie in Europa.

Wenn die Eingeborenen einen nächtlichen Angriff wirklich beabsichtigen, fällt es ihnen gar nicht ein, auf den Wegen heranzukommen. Ob man also auf der Straße noch einen „Unteroffizierposten zugleich Durchlaßposten“ 400 m weiter vorschiebt oder nicht, ist für die Sicherung der lagernden Truppe gänzlich gleichgültig. Dagegen könnte man mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen, daß dieser Posten abgedrückt wird. Die Wahehe z. B., die mit Vorliebe ihre gewaltigen Kriegsmärsche in der Nacht ausführten, um dann bei Tagesgrauen das feindliche Dorf zu überfallen, sind stundenlang querfeldein marschiert. Die Eingeborenen sind eben nicht, wie wir, an die Straßen gebunden. Es ist ferner zu bedenken, daß unsere Truppe lediglich aus Infanterie besteht, und

etwa vorhandene Hilfsvölker nur einen schwachen Ersatz für Kavallerie bilden.

Der Hauptgrundsatz für die Sicherung der Rast einer Truppe im feindlichen Gebiet ist: niemals in einem Dorf Unterkunft zu nehmen, sondern stets außerhalb an möglichst freier Stelle ein Lager zu beziehen.

Die Sicherung des Marsches nach vorwärts und rückwärts geschieht durch Ausschneiden einer Spitze und Nachspitze, sinngemäß nach den gleichen Grundsätzen wie zu Hause.

Wesentlich schwieriger als diese ist aber die Sicherung nach den Flanken, und darüber, was hierzu am zweckmäßigsten ist, gehen die Ansichten weit auseinander, besonders wenn es sich hierbei um bedecktes Gelände handelt, was fast immer der Fall ist. Eine Sicherung durch Seitenpatrouillen, welche die Marschkolonne in gleicher Höhe begleiten, ist ein Unding. Man denke nur, wie hier bei uns im kultivierten Lande diese Seitenpatrouillen schon nach kurzer Zeit trotz bestem Willen zurückbleiben und ihrer Aufgabe nie gerecht werden können. Und nun diese ganz anderen Bodenverhältnisse Afrikas: Gestrüpp, Dornen, an denen man fortgesetzt hängen bleibt, übermannshohes Gras, das überhaupt jede Aussicht unmöglich macht. Wie sollen da Patrouillen mit der genügenden Geschwindigkeit vorwärts kommen, abgesehen von dem enormen Kräfteverbrauch. Sehr leicht ist es möglich, daß sie an dem Feinde nahe vorbeigehen, ohne ihn auch nur zu bemerken.

Es wurde auch einmal vorgeschlagen, in solch völlig unübersichtlichem Gelände durch die vordersten Abteilungen in den Busch Salven abgeben zu lassen, da die durch die einschlagenden Geschosse hervorgerufene Unruhe die Anwesenheit feindlicher Abteilungen unbedingt verraten würde. Diese Maßregel verbietet sich natürlich von selbst wegen des geradezu ungeheuerlichen Patronenverbrauchs. Und die Patronen, die auf Negerköpfen vorwärts geschleppt werden müssen, sind ein stets wertvoller, oft unerfetzlicher Artikel.

Einmal allerdings hat man diese Methode mit Erfolg angewandt, und zwar bei der letzten Expedition gegen Matschemba im Hinterlande von Lindi. Es war aber hier auch nur möglich, weil bei der Nähe der Küste der Patronenersatz leicht zu bewerkstelligen war.

Die Hauptschwierigkeit des Vordringens in dem Matschembagebiet lag darin, daß wegen des dichten Dornbusches die Truppe dem Beschießen aus der Flanke geradezu wehrlos preisgegeben war. Sobald das Expeditionskorps nun das dortige Dornengelände erreicht hatte, wurde die Wegrichtung von dem Maximengeschütz unter Feuer genommen, was die Matschembaleute zum Zurückweichen auf größere Entfernungen zwang. Unter dem Schutze einer vorgeschobenen Schützenlinie wurde dann ein breiter Weg ausgeschlagen, an dessen Ende wieder das Maximengeschütz aufgestellt und das Verfahren von neuem wiederholt. Auf diese Weise gelang es, unter

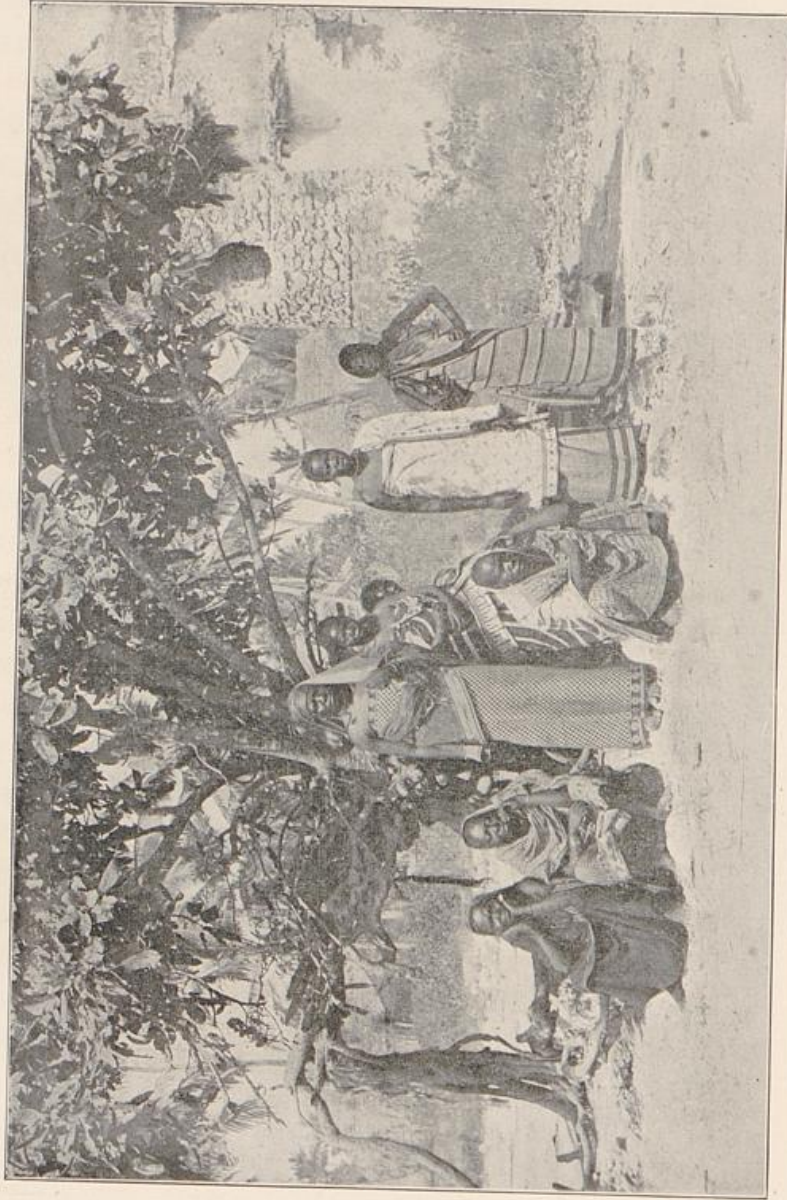
geringem Verlust, Matschembas Hauptdorf Luagalla zu erreichen und ihn zum Verlassen seines Gebietes zu zwingen.

Eine Sicherung durch seitlich herausgeschobene Abteilungen kann man höchstens erreichen, wenn eingeborene Hilfsstruppen zur Verfügung stehen. Diese Leute, die ja daran gewöhnt sind, auch größere Strecken außerhalb der Wege zurücklegen, vermögen natürlich mit Leichtigkeit, im Durchschnittsgelände sich genügend schnell vorwärts zu bewegen.

Unbedingt verlassen kann man sich auf Sicherung durch diese Bundesbrüder natürlich nicht; nach meinen persönlichen Erfahrungen halte ich diesen Schutz sogar für recht unzuverlässig, doch sind die kriegerischen Eigenschaften der einzelnen Stämme immerhin verschieden. Das Beste ist immer noch die bei Besprechung der Exerzierausbildung erwähnte Chargierung aus der Marschkolonnenach der bedrohten Seite. Ein unfehlbares Schutzmittel gibt es eben nicht, auch für Afrika gilt der Moltkesche Satz: „Im Kriege ist alles gefährlich.“

Die Marschstraßen sind im allgemeinen Negerpfade, wenngleich seitens der Stationen eifrig an der Herstellung und Unterhaltung breiter Straßen mit Hilfe der Schutztruppe und der Eingeborenen gearbeitet wird.

Hinsichtlich der Nachtmärsche gilt auch hier das Wort des Generals Prinz Hohenlohe: „Die Nacht ist keines Menschen Freund.“ Mit Hilfe von Nachtmärschen etwa



Hauptmann S. Fonck phot.

Ziskarweiber in Lindi.



Hauptmann S. Jonck phot.

Nkariweiber in Lindi.

dauernd der Hitze entgehen zu wollen, ist unmöglich; binnen kürzester Zeit würde man Askaris und Träger aufgerieben haben.

Nur besondere kriegerische Verhältnisse oder die Rücksicht auf Wasserstellen werden den Expeditionsführer veranlassen, die Nacht zu Hilfe zu nehmen. Ist das nächste Wasser vielleicht 12 oder 14 Stunden entfernt, dann bleibt natürlich nichts Anderes übrig, als am Tage zuvor einen kurzen Marsch zu machen, dann zu ruhen und etwa um 5 Uhr nachmittags erneut aufzubrechen, um die Nacht durchzumarschieren.

Es müssen dies aber Ausnahmefälle bleiben. —

Eine sehr wichtige Rolle in der Tätigkeit der Schutztruppe bildet die Anlage von Stationen in neubesetzten Gebieten und deren spätere Instandhaltung. Die allgemeinen Grundsätze, die dafür gelten, will ich kurz schildern.

Die erste Aufgabe des Chefs einer neu zu begründenden Station ist die Anlage verteidigungsfähiger und möglichst gesunder Wohnräume für Europäer wie Askaris, einer sog. Boma. An der Küste war dies s. Z. verhältnismäßig leicht, da einerseits vorhandene Gebäude nur ausgebaut zu werden brauchten, andererseits Steine, Kalk sowie Handwerker überall zu haben waren. Trotzdem darf man das bautechnische Geschick, das praktische Verständnis und den Sinn für architektonische Form, welche die verschiedenen Erbauer gezeigt haben, rückhaltslos bewundern.

Waren es doch Männer, denen nichts bisher ferner gelegen, als mit Lot und Richtmaß umzugehen. Eine Bogenkonstruktion in der Messe Lindi erregte selbst die Anerkennung von Fachleuten.

Der Grundriß einer solchen Boma bildet durchweg ein Viereck mit Bastionen an den Ecken. Die Linien zwischen den Bastionen sind durch Gebäude und Mauern ausgefüllt. Die Stationen an der Küste sind sämtlich mit Feldgeschützen C. 73 versehen, die Innenstationen zum Teil mit Geschützen verschiedener Konstruktion.

Bedeutende Schwierigkeiten dagegen stellten sich dem Bau dauerhafter Stationen im Innern entgegen, vor allem wegen Mangels an geeignetem Material. Steine und besonders Kalk waren selten vorhanden, so daß man mehr oder weniger auf Lehm und Holz angewiesen war. Die Kilimandscharo-Station war lange Zeit die einzige in Stein ausgeführte Innenstation.

In der ersten Zeit baute man daher mit Luftziegeln, die ähnlich hergestellt werden, wie in Norddeutschland der Torf, und deckte die Gebäude mit getrocknetem Gras oder Wellblech zu. Während der Regenzeit kommt es nun nicht selten vor, daß eine Mauer oder gar ein ganzer Flügel sich einfach in Wohlgefallen auflöst und abfließt, da die Luftziegel von anhaltendem Regen binnen kurzem aufgeweicht werden.

Wer es daher irgend versteht — und das sind heute bereits zahlreiche Offiziere — baut aus gebrannten Ziegeln,

die in höchst sinnreich und praktisch konstruierten Ziegelöfen hergestellt werden und natürlich eine erheblich größere Widerstandsfähigkeit besitzen. Ein Übelstand bleibt allerdings immer noch: der Mangel an Kalk, der als Bindemittel durch Lehm bei weitem nicht ersetzt wird. Doch hat man inzwischen mehrfach auch Kalklager in erreichbarer Nähe einiger Stationen entdeckt.

Die Form der Innenstationen ist eine unregelmäßige.

Ihre Verteidigungsfähigkeit wird erhöht durch freies Schußfeld und verschiedene Hindernisse, besonders durch Zäune aus Stacheldraht.

Dieses ist für unsere afrikanischen Verhältnisse auch völlig ausreichend, denn ein Angriff der Eingeborenen auf eine Station gehört zu den größten Seltenheiten und ist bisher noch immer siegreich abgeschlagen worden.

Zu erwähnen wäre noch, daß man vor Beginn des eigentlichen Stationsbaues, der stets längere Zeit erfordert, zunächst provisorische Unterkunftsräume für Europäer und Askaris schafft, deren Herstellung ich im folgenden Abschnitt schildern werde.

Gute Unterkunft ist neben geregelter Verpflegung und Wasserversorgung das Hauptfordernis für einen guten Gesundheitszustand der Besatzung.

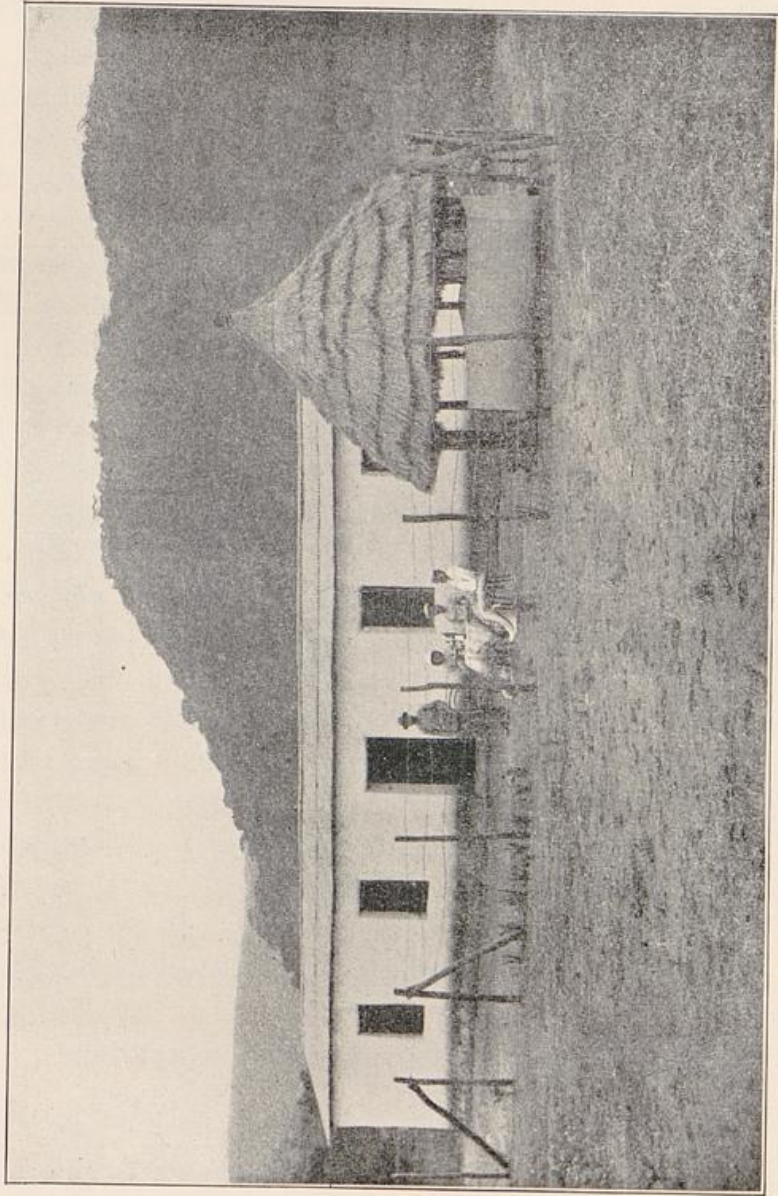
Die Wohnräume der Europäer liegen durchweg im ersten Stock, während die Räume des Erdgeschosses als Magazin, Küche und Bureau dienen. Nach Möglichkeit ist für freien Zutritt der Luft gesorgt und mindestens

eine geräumige, luftige Veranda angelegt, die sich meist an die sog. Messe anschließt.

Außer in Dar es Salam, wo man die Verpflegung in einem der Hotels erhält, müssen die Mitglieder selber für die Verpflegung sorgen, erhalten jedoch ebenso wie in unseren Offizierkasinos die Einrichtung an Geschirr, Röhengeräten usw. vom Gouvernement geliefert. Die Aufgabe des Messesvorstandes ist keine leichte. Von seinem Geschick in erster Linie wird es abhängen, ob die Speisefolge eine gewisse Abwechslung bietet, und er wird seinen Ehrgeiz darein setzen, den Mittagstisch nur aus Erzeugnissen des Landes zu bestreiten.

Um eine zu große Menschenanhäufung zu vermeiden und auch um die Boma nicht zu umfangreich zu gestalten, wodurch ihre Verteidigungsfähigkeit leiden würde, ist nur ein Teil der Askaris in der Boma selbst, der andere Teil außerhalb in einer Kaserne untergebracht. Hierbei darf man natürlich nicht an unsere heimischen Kasernen denken, die ein entsprechendes Gegenstück nur in Dar es Salam und Lindi finden, sondern die Bomas sind einfache, langgestreckte Häuser nach Art der Negerhütten.

Die Askaris haben jeder einen abgetrennten Raum für sich und ihre Familie, denn sie sind fast ausnahmslos verheiratet, wenn auch manchmal etwas locker. Das Gouvernement zahlt nur die allerdings völlig ausreichende Löhnung und sorgt für Unterkunft, während alles übrige



Sauptmann Stauning phot.

Abendschoppen beim „Griechen“ in Mpapua.



Sauptmann Stauning phot.

Abendschoppen beim „Griechen“ in Mpapua.

der Askari sich selbst zu beschaffen hat. Das Hauptnahrungsmittel bildet Reis.

Im allgemeinen führen die Leute ein gutes Familienleben und hängen mit großer Zärtlichkeit an ihren Kindern; die Frau hat aber trotzdem nur die Stellung einer besseren Haushälterin.

Die Diensterteilung im Innern ist von der an der Küste wesentlich verschieden. Die Tätigkeit der Küstenkompanie ist eine rein militärische: Exerzieren, Schießen, Felddienst.

Ganz anders im Innern. Natürlich werden auch hier, schon aus Gründen der Disziplin, Exerzierausbildung und Schießen gepflegt, aber andererseits wird die Truppe auch vielfach zu Kulturaufgaben herangezogen.

An den Stationsgebäuden selbst ist fast immer etwas auszubessern. Viele Stationen machen auch mannigfache Versuche mit Anpflanzungen. Ferner ist ein Hauptaugenmerk auf die Herstellung guter Wege gerichtet. Diese Wege legt man in einer Breite von 3 bis 5 Metern an, säubert den Boden und beseitigt die Unebenheiten. Bäche und sonstige Einschnitte werden überbrückt. Hier ist dem technischen Geschick der Stationschefs weiter Spielraum gelassen: von rohbehauenen Baumstämmen, die einfach von einem Ufer zum andern gelegt sind, bis zu kunstvollen Brücken mit Unterstützung und Verstrebung, so daß sie selbst bei schwerer Belastung ohne Lebensgefahr zu überschreiten sind.

Leider kommt bei diesen Kulturarbeiten das Sprich-

wort „Alles Irdische ist vergänglich“ oft in Anwendung. Nach den schweren Wolkenbrüchen der Regenzeit schießt das Unkraut und Gestrüpp mit ungeahnter Geschwindigkeit empor, und die elementare Gewalt des sonst so harmlosen, jetzt mächtig angeschwollenen Baches hat entweder die ganze Brücke im Strom mitfortgerissen, oder nur wenige, elende Trümmer zeigen die Stelle, wo einst dieses kühne, mit so emsigem Fleiß hergestellte Bauwerk gestanden hat. Was hilft's! Man muß warten, bis das Wasser wieder abgeflossen ist, und sich dann an die Konstruktion einer noch festeren, noch kunstgerechter verankerten Brücke machen; vielleicht wird sie dem nächsten Wogenanprall besser standhalten. Inschallah! wie der Neger sagt.



Über den Aufstand 1905/06.

Nach mehrjähriger Friedenszeit gaben die Unruhen im Süden der Kolonie der Schutztruppe wieder Gelegenheit, ihre Kriegstüchtigkeit zu zeigen. Bei der Wichtigkeit dieses Ereignisses für die Kolonie, insbesondere für die Schutztruppe, möchte ich hier auf den Aufstand des Jahres 1905/06 etwas näher eingehen.

Dieser Aufstand hat nie eine Gefahr auch nur annähernd wie der in Deutsch-Südwestafrika in sich geschlossen. Trotzdem ist es von Wichtigkeit, die Ursachen möglichst festzustellen, um für die Zukunft vorzubeugen.

Zunächst müssen wir uns darüber klar sein, daß wir ungeachtet aller Fürsorge, die wir, wie kein anderes Kolonialvolk, den Eingeborenen zuwenden und die wohl zum Teil auch von ihnen anerkannt wird, ihnen doch Unterdrücker sind; wir haben sie ihrer politischen Freiheit beraubt, wir zwingen sie zur Befolgung von Rechtsanschauungen, welche den ihrigen widersprechen, und wir halten sie mehr und mehr zur Arbeit an.

Daraus folgt, daß sie unsere Herrschaft nur so lange anerkennen, als sie unsere Macht fühlen, und daß sie, so-

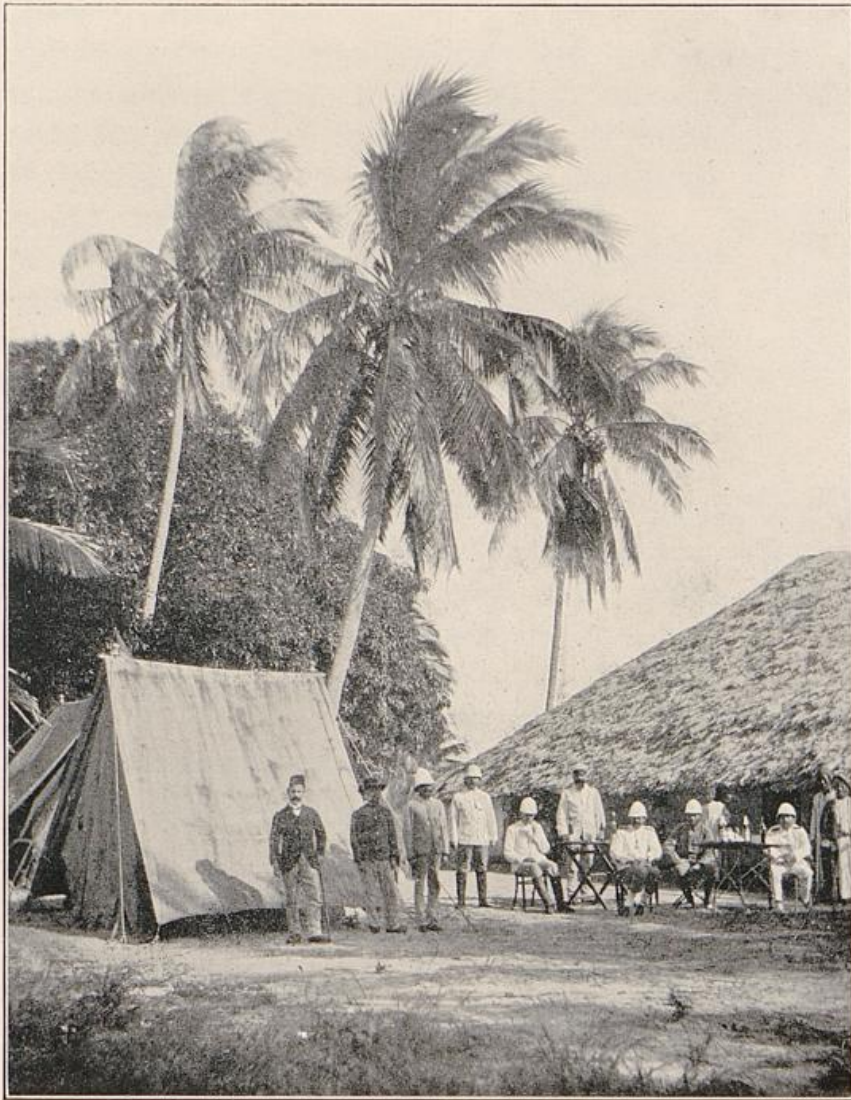
bald sie dieses Gefühl nicht mehr haben, sofort sich erheben und unsere Herrschaft abzuschütteln versuchen.

Und dieser Fall war anscheinend damals eingetreten. Zweifelsohne lagen verschiedene Gründe vor, welche die Eingeborenen einer Erhebung geneigt machten und dieses schnelle Umsichgreifen des Aufstandes erklären: wie das Anwesen der Zauberer, Verschuldung der Eingeborenen an europäische Firmen, Inder oder sonstige Küstenleute, die ihnen größere Vorschüsse zum Aufkauf von Rautschuk und Wachs gegeben, ferner der Druck der Hüttensteuer und der Arbeitszwang. Das hat sich im einzelnen kaum feststellen lassen. Alle diese Umstände würden jedoch nicht zum Aufstande geführt haben, jedenfalls nicht in dieser Ausdehnung, wenn wir genügend Machtmittel gehabt hätten. Man denke: ein Gebiet doppelt so groß wie das Deutsche Reich, geschützt von zwölf Kompagnien und einigen hundert, meist nicht felddienstfähigen Polizeisoldaten.

Die Erhebungen begannen bei den Matumbileuten, die schon 1898 sich widersetzlich gezeigt hatten, und die durch eine Expedition zwar zur Ruhe gebracht, im übrigen weiter ihre üble Gesinnung behielten.

In der Nacht vom 2. August 1905 ermordeten diese den Pflanzer Hopfer, der sich auf seiner Pflanzung nicht mehr sicher fühlte und nach Kilwa zu flüchten versuchte.

Am 31. Juli überfielen sie den Ukida von Ribatta, und griffen am 1. und 2. August Samanga an, einen



Prof. Kungoois phot.

Gouverneur Exzellenz v. Schele in Kionga.

Küstenort nördlich Kilwa. Beide Angriffe wurden zwar abgeschlagen, aber es gelang den Matumbileuten doch, Zerstörungen vorzunehmen.

Gerüchte verbreiten sich in Afrika mit einer schier unglaublichen Geschwindigkeit und wachsen lawinenartig:

Aus dem Angriff auf Samanga und der Zerstörung einiger Sinderhäuser wurde so binnen kurzem: Sturm auf Kilwa und Eroberung der Boma.

Das gab den Dondeleuten Mut, den Livaleposten anzugreifen und Bischof Spieß mit seinen Begleitern zu ermorden. Dieser Mut wurde jedenfalls noch gehoben durch das Vertrauen auf ihre Kugelsicherheit, dank den Wundermitteln der Zauberer.

Diese beiden Erfolge — und den Tod jedes Europäers rechnen sich die Neger als solchen an — gaben neuen Zündstoff: führten zur Plünderung der Missionsstationen Lukuledi und Massassi, zur Erhebung von Angoni und Mahenge. Daß der Aufstand nicht gleich nach Norden übersprungen, ist wohl nur den schnellen Siegen am mittleren Rufiji und in den Ritschibergen zuzuschreiben.

Der Gouverneur befand sich in keiner beneidenswerten Lage, denn es standen zur unmittelbaren Verfügung nur die Kompagnie Lindi mit 60 Mann und die allerdings sehr starke Kompagnie Dar es Salam, zusammen etwa 350 Mann. Das energische Eingreifen des Kreuzers „Buffard“ ist daher von außerordentlichem Nutzen gewesen; nicht nur wurde die Schutztruppe dadurch frei zur Verwendung

im Innern, sondern kleine Detachements der Marine haben sich erfolgreich am Angriff gegen die Aufständischen beteiligt.

Eine weitere Erleichterung war dann das Eintreffen der Marineinfanterie, die Ende September Massassi-Liwale-Matumbi-Mohorro besetzt hatte, während je ein Detachement nach Morogoro am Ulugurugebirge vorgeschoben bzw. auf der Ugandabahn von Mombassa nach Muansa geschickt war. Ferner wurden noch 225 Sudanesen in Massaua angeworben. Die Unruhen sind erst nach fast zweijähriger Dauer unterdrückt worden und haben dem Süden der Kolonie schweren Schaden zugefügt, der erst in einem langen Zeitraum ausgeglichen werden kann. Viele Tausende von Eingeborenen — eines der wichtigsten „Aktiva“ der Kolonie — sind infolge von Hungersnot und Krankheiten zugrunde gegangen. Die Verluste in den Gefechten spielen dagegen eine verhältnismäßig geringe Rolle.

Die Auffassung, daß die furchtbaren Folgen dieses Aufstandes eine Warnung für Kinder und Kindeskinde der damaligen Aufständischen sein werden, mag zutreffen. Keineswegs gibt uns dies aber eine Gewähr für die übrigen Teile der Kolonie, sondern noch auf lange hinaus haben wir Vorsorge zu treffen, daß wir vor ähnlichen Überraschungen und ihren unheilvollen Folgen bewahrt bleiben.

Diese Vorsorge kann nur bestehen in einer dauernden

Vermehrung der Schutztruppe, entsprechend ihren erweiterten Aufgaben, und indem wir — wie ich schon in der ersten Auflage schrieb — zu dem altbewährten Wissmannschen Grundsatz zurückkehren: außer der ständigen Stationsbesetzung ein stets schlagfertiges Expeditionskorps zur Verfügung haben.

Inzwischen ist die Schutztruppe um etwa 500 Mann vermehrt worden und „die Dislokation der Truppe erfolgte unter dem Gesichtspunkte, es zu ermöglichen, bei wieder ausbrechenden Aufständen an drei Plätzen des Schutzgebietes größere Truppenverbände zu schaffen. Als derartige Truppensammelstellen sind in erster Linie die Orte Dar es Salam, Tabora und Usumbura gedacht.“ Die Kolonialverwaltung ist also, soweit es die Mittel erlaubten, darauf bedacht gewesen, aus den Ereignissen des Jahres 1905 die nötigen Folgerungen zu ziehen. Allerdings erscheinen obige Maßnahmen zur völligen Sicherung der Ruhe in den Kolonien noch nicht ausreichend.

Wir haben inzwischen unsere tatsächliche Herrschaft wieder über weitere Gebiete ausgedehnt, so daß die Vermehrung um 500 Mann lediglich hierfür einen Ausgleich bietet, die Schutztruppe also nach wie vor nur genügt, um unter ruhigen Verhältnissen die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Was nun die Verteilung der Schutztruppe anbetrifft, so ist sie zweifellos geschickt und zweckentsprechend, doch

kann hierdurch ein Ersatz für dauernd zusammengestellte Expeditionskorps nicht erreicht werden. Denn dadurch, daß die Besatzungen mehrerer Bezirke nach einem Ort zusammengezogen werden, werden große Gebiete völlig von Truppen entblößt, und ein Überspringen der Aufstandsbevægung erscheint sehr wahrscheinlich. Das wird vermieden, wenn lediglich das Expeditionskorps in das Aufstandsgebiet marschirt, alle übrigen Kompagnien aber an ihren Plätzen bleiben. *Si vis pacem, para bellum*: schon das Vorhandensein eines solchen, stets schlagfertigen, größeren Truppenverbandes wird den Gedanken an Aufstand oft im Keim ersticken lassen. Daß die Kolonialverwaltung den Gedanken des ständigen Expeditionskorps nicht voll durchgeführt hat, liegt hoffentlich nur daran, daß sie glaubt, die hierfür nötigen Mittel z. B. nicht anfordern zu können.

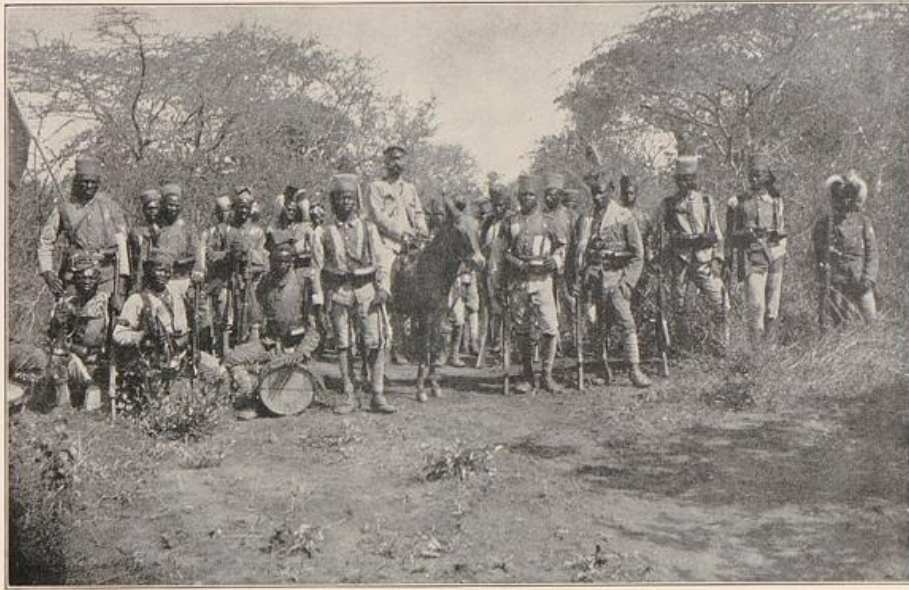
Erst wenn das Schienennetz ausgebaut ist, Eisenbahnen zum Kilimandjaro, von Kilwa zum Nyassa und von Dar es Salam mindestens nach Tabora führen, können wir mit ruhigem Gewissen an eine Verminderung der militärischen Kräfte denken. Wohin falsche Sparsamkeit führt, haben wir in Deutsch-Südwestafrika erlebt. Und das Kapital, welches für die Schutztruppe verausgabt wird, ist kein totes, es trägt reichliche Zinsen.

Denn die Schutztruppe sorgt nicht nur militärisch für die Sicherheit des Landes, sondern ist auch produktiv tätig. Ihre Leistungen könnte ich nicht besser charakteri-



Hauptmann Stauning phot.

Kompagnie auf Expedition.



Hauptmann Stauning phot.

Kompagnie auf Expedition.

fieren, als es in der amtlichen Denkschrift 1900/01 geschieht:

„Es hat sich in dem Berichtsjahre wiederum gezeigt, daß die Truppe, wenn auch das Jahr ein durchaus friedliches genannt werden muß, und große kriegerische Unternehmungen nicht an sie herangetreten sind, für die Kolonie, wie im Anfang unseres Wirkens hier selbst auch heute noch von hervorragender Bedeutung ist.

Mit ihrem Schaffen, nicht allein in rein militärischer Hinsicht, sondern als Borarbeiterin und Trägerin der Kultur in jeder Beziehung, bildet sie heute mehr denn je die feste Grundlage für den Aufbau einer gut funktionierenden Kolonie.

Ihrem vorzüglichen Rufe in den Nachbarkolonien ist es zu danken, daß die Rebellen sowohl in dem Kongo- staate als in Englisch-Uganda die deutsche Grenze peinlichst beachteteten.“

Das gilt heute wie vor zwölf Jahren.



Eine Stationsgründung.

Nachdem ich etwa dreiviertel Jahre in Lindi „alte Leute“ exerziert und Rekruten ausgebildet hatte, begrüßte ich es freudig, als im Juni 1894 der damalige Gouverneur Excellenz von Schele in Lindi eintraf und mir eröffnete, daß ich ihn mit einem Beamten und dreißig schwarzen Soldaten (Askaris) nach Kionga, südlich des Grenzflusses Rowuma begleiten sollte, um daselbst eine Station einzurichten und bis auf weiteres zu verwalten.

Im Kiongabezirk hatten sich die Portugiesen widerrechtlich niedergelassen. Die Besitzergreifung unsererseits ging jedoch ohne Zwischenfall von statten, und die ganze Angelegenheit fand dann bald durch Verhandlungen in Europa ihre Erledigung. Der Gouverneur gab mir Anweisungen und Verhaltensmaßregeln, insbesondere den Portugiesen gegenüber, und verließ dann nach wenigen Tagen Kionga.

Wie schon oben bemerkt, war ich über dieses Kommando hocheifrig, denn das Streben eines Jeden dort draußen ist darauf gerichtet, möglichst bald eine selbständige Stellung zu erhalten, um aus eigener Kraft etwas zu schaffen.

Die Stellung eines Stationschefs ist in der Tat eine

der schönsten, die man sich denken kann. Man hat einen ausgedehnten Wirkungskreis, der nach jeder Richtung kulturell, militärisch und politisch ein weites Feld der Tätigkeit bietet. Das Gouvernement beschränkt sich im allgemeinen auf Direktiven bzw. Verordnungen; Anfragen werden, außer da, wo es bereits Telegraphen gibt, gewöhnlich von den Ereignissen überholt, so daß der Stationschef gezwungen ist, meistens auf eigene Verantwortung zu handeln.

Allerdings beschlich mich zuerst ein gewisses unbehagliches Gefühl, wie ich mich allein in dem wüsten Busch fand, um so mehr, da meine afrikanischen Erfahrungen, wie die Kenntnisse der Landessprache nur gering waren; denn der rein militärische Dienst in Lindi hatte mir wenig Gelegenheit zu deren Erwerbung geboten. Die Verständigung mit den Eingeborenen war daher am Anfange recht schwierig, und Mißverständnisse konnten nicht ausbleiben. Doch schon nach einigen Wochen war ich wenigstens so weit in der Beherrschung des Kisuaheli vorgeschritten, daß ich über die alltäglichen Dinge mit den intelligenteren der Leute sprechen konnte und meine Anordnungen verstanden wurden. Dem Umstande, daß ich keinen Dolmetscher hatte und somit gezwungen war, mich in der Landessprache auszudrücken, habe ich wohl hauptsächlich meine schnellen Fortschritte zu verdanken. Zwang ist immer der beste Lehrmeister.

Die zunächstliegende Aufgabe war der Bau von provisorischen Wohnhäusern; denn die Hütten, welche wir vor-

fanden, waren für längeren Aufenthalt völlig ungeeignet. Nur die Askaris wurden darin untergebracht, während ich selbst im Zelt wohnte.

Kionga ist ein großes Dorf an dem Flusse gleichen Namens. Dieser, mehrere 100 m breit, ist auf beiden Seiten von Mangroven eingefasst; das südliche Ufer steigt zu einem Plateau an, auf welchem das Dorf angelegt ist.

Dem Besucher fällt sofort der große Reichtum an Palmen und vor allem Mangobäumen auf, von denen die letzteren in der Form lebhaft an unsere Linden erinnern und einen angenehmen, schattigen Aufenthalt gewähren. Kionga war früher ein recht bedeutender Handelsplatz gewesen, jetzt machte es einen öden und verlassenem Eindruck, da die Portugiesen es zugunsten des südlicher gelegenen Palma absichtlich vernachlässigt hatten.

Ein großer Teil der Bewohner war ausgewandert, die Hütten verlassen und die Wege zum Teil mit Buschwerk völlig verwachsen, so daß nur Fußpfade zwischen den einzelnen Häusern durchführten. Als Beweis für die ursprünglichen Zustände mag dienen, daß ich eines Morgens vor meinem Zelt frische Flusspferdspuren entdeckte. Hier mußte gründlich aufgeräumt werden.

Zunächst wurde der für den Stationsbau bestimmte Platz von Askaris und angenommenen Arbeitern, die etwa 20 Pfennige Tagelohn erhielten, gereinigt.

Glücklicherweise fand sich unter den Askaris, wie unter den Kiongaleuten je ein Mann, der etwas vom

Bau verstand, also als Handwerksmeister verwendet werden konnte.

Der Zumbe, d. i. Schulze, erhielt die Lieferungen des Holzes, kleinere Leute hatten Strauchwerk und geflochtene Palmblätter zum Dachdecken zu beschaffen, Askaris und etwa vierzig Weiber schleppten Lehm herbei. Es herrschte reges Leben.

Der Bau eines solchen provisorischen Hauses ist folgender: der Grundriß wird mit Leinen abgesteckt, dann in bestimmten Zwischenräumen Baumstämme von gewünschter Höhe eingerammt und diese durch Flechtwerk verbunden. Darauf wird der Boden mit Steinen und Lehm usw. 1 m aufgefüllt und die Wände mit vier bis sechs Schichten Lehm beworfen. Schließlich wird noch aus dünnen Stämmen und Ästen, auf welche Lehm geschüttet wird, eine Decke hergestellt und das darüber errichtete spitze Dach mit Palmblättern oder getrocknetem Gras bedeckt.

Das Leben verlief etwa folgendermaßen: Um 6 Uhr Signal zum Antreten der Askaris und Arbeiter. Ich gehe zum Bau, stelle die Arbeiter an und sage, was gemacht werden soll. Um 7 Uhr ist kurzes Frühstück. Dann Gang durch die Stadt und weitere Aufsicht beim Bau. Mit $\frac{1}{2}$ stündiger Pause wird bis 12 Uhr gearbeitet. Nach dem Mittagessen, das im Anschluß hieran stattfindet, ist Ruhe bis $2\frac{1}{2}$ Uhr. Von $2\frac{1}{2}$ bis $5\frac{1}{2}$ Uhr wird weiter gearbeitet.

Die Leute erwiesen sich als recht anständig und auch fleißig; ihre Arbeiten begleiten sie mit für unsere

Begriffe eintönigen Liedern. Das leibliche Wohl ließ leider viel zu wünschen übrig, die Verpflegung konnte sogar als höchst mangelhaft bezeichnet werden. Ziege galt als Leckerbissen, und selbst Hühner und Eier, die *pièces de résistance* in Afrika, fehlten häufiger, und Konserven sind ein ebenso mangelhafter wie teurer Ersatz.

Mein Dienstpersonal bestand aus zwei Boys und einem zweifelhaften Koch, der sich auch noch einen Boy anstellte. Als Herd dienten zunächst drei Steine; man muß sich eben den Verhältnissen des Landes anpassen. Das Huhn wird auf die mannigfachsten Arten zubereitet: als Beefsteak, Kotelette, mit und ohne Reis, gekocht, gebraten und mit Curry. *Variatio delectat.*

Nach Beendigung der Arbeit machte man meistens einen Spaziergang bis zum Essen, dann plauderte man noch bis gegen 9 Uhr und ging schlafen. — Unterbrochen wurde dieses Leben häufiger durch Märsche, da ich schleunigst über die Beschaffenheit des Landes berichten und die Leute an unsere Herrschaft gewöhnen sollte. Obwohl die Märsche durchaus friedlich waren und ich mich in meinen Bedürfnissen möglichst einschränkte, folgte mir doch immer eine kleine Karawane. Zunächst Träger für Zelt, Tisch, Stuhl, Menage, Eß- und Trinklast und ein Gefreiter, vier bis sechs Askaris zur Aufsicht, zwei Boys und der Koch, ein Führer und ein bis zwei Vertrauensleute aus Kionga, die den Verkehr mit den fremden Jumben vermittelten.

Früh morgens wurde aufgebrochen, um möglichst die Mittagshize zwischen 1 und 3 Uhr zu vermeiden. Im Notfalle darf man sie nicht scheuen, sondern es ist besser, bis 2 Uhr zu marschieren und dann im Lager zu sein, als mehrstündige Rast zu machen und womöglich erst gegen Abend das Ziel zu erreichen.

Bekleidung der Europäer ist gelber Kakhianzug, Schnürstiefel und breitkrämpiger Korkehelm, statt des Säbels ein Stock. Gewehre und sonstige Waffen tragen die Boys nach. Der Marsch morgens bis 8 Uhr ist meist angenehm, aber auch die spätere Zeit ist nicht so schlimm, als man hier denkt, da fast immer ein leichter Lufthauch weht. Mit Trinken muß man vorsichtig sein, da meist nur der Durst dadurch gereizt wird. Natürlich hat dies seine Grenze, z. B. sobald die Transpiration zu stark wird. Alkohol muß man auf dem Marsch vermeiden, wie er überhaupt mit Vorsicht zu genießen ist.

An der Spitze der Kolonne geht der Führer, meist phantastisch ausgepust und seiner Würde sich bewußt, hinter ihm mein ständiger Begleiter Faume bin Mohamedin, dann ich mit meinen Boys und schließlich die Askaris mit den Trägern.

Die sog. Marschstraßen waren natürlich nur Fußpfade, auf denen „zu Einem“ marschiert werden mußte. Wo die Wege durch Dornbusch führten, waren sie oft so verwachsen, daß man häufig an den Ästen hängen blieb und sich bücken mußte. Für die Träger, die ihre Lasten

stets auf dem Kopf tragen, ist es natürlich doppelt anstrengend.

Nach einigen Monaten hatte ich es allerdings durchgesetzt, daß die Hauptwege, welche die einzelnen Dörfer verbinden, 3 m breit ausgeschlagen und gereinigt, die tief eingeschnittenen Bäche überbrückt waren. Bei dem außerordentlichen Wachstum in den Tropen ist es keine leichte Arbeit für die Leute und bedarf der steten Anregung durch die Station.

Die Ankunft in den Dörfern war meist vorher bekannt. Die Leute, die nicht auf der Schamba arbeiteten, sammelten sich vor dem Dorfe. Der Jumbe kam zur feierlichen Begrüßung entgegen und geleitete uns in das Dorf, wo auf einem freien Platze die Lasten niedergelegt und das Zelt aufgeschlagen wurde. Je nach Größe und Wohlhabenheit des Dorfes gibt der Jumbe Ziegen, Hühner oder Früchte, wofür er meist Zeug als Gegengeschenk empfängt. Dann werden die Leute zum Schauri, d. h. Gerichtsversammlung, berufen. Der Stationschef macht ihnen Anordnungen bekannt und nimmt Klagen entgegen, die unter Berücksichtigung der einheimischen Gebräuche entschieden werden. Die Neger haben sehr ausgeprägte Rechtsanschauungen und leben durchaus nicht ohne Recht und Gesetz. Wo der Einfluß der Araber gewirkt hat, lehnen sich die Anschauungen an die mohammedanischen an.

Inzwischen haben die Boys Zelt und Bett aufgeschlagen, und der Koch hat ein frugales Mahl bereitet.

Wenn Zeit und Gelegenheit ist, hängt man sich, sobald die ärgste Hitze vorüber, die Flinte um und geht auf die Jagd. Dieser Sport bereitet nicht nur Vergnügen, sondern ist durch die Abwechslung und Anregung, welche er gewährt, direkte Medizin gegen Fieber, abgesehen von der Annehmlichkeit, einmal zur Abwechslung schmachhaften Antilopenrücken auf dem schöngedeckten Tisch zu haben.

Nach Rückkehr von der Jagd oder Besichtigung von Schamben wird gebadet und gegessen. Dann setzt man sich meist in den langen Stuhl, raucht eine Zigarre und trinkt einen kleinen Grog, während Leute des Dorfes, Träger und Askaris sich im Kreise herumhocken. Bald kommt ein lebhaftes Gespräch in Gang, man beantwortet entweder ihre Fragen, die sich meist auf unsere heimischen Verhältnisse beziehen und sich nicht nur darauf beschränken, wer denn bei uns eigentlich die Arbeit verrichte, und ob es bei uns auch Frauen gäbe; oder man fragt sie selber nach ihrer Familie, nach der Jagd, ihren Erlebnissen und Sitten.

Es ist dies u. a. die einfachste Art, um sich über Stammesgebräuche wie Verschiedenheiten des Dialekts zu unterrichten. Sind weit gereiste Leute darunter, so fragt man nach fremden Gegenden und Völkern, die sie kennen gelernt haben, doch sind diese Erzählungen meist mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen. Ohne natürlich hierin seiner Stellung als Europäer etwas zu vergeben, muß man doch versuchen, den Leuten menschlich näher zu treten, sich nicht

nur als den Herrn zu zeigen. Es sind in gewissem Sinne alles große Kinder, und unter diesem Gesichtspunkte muß man ihr Tun und Denken stets beurteilen. Man muß Geduld haben —, denn der Neger schiebt Unbequemeres gern vertrauensvoll auf morgen — aber ebenso auch festen Willen zeigen, jedoch niemals heftig werden, womöglich schimpfen oder gar schlagen. Damit schädigt man nur sein persönliches Ansehen und macht die Leute ängstlich.

Wesentliche Bereicherung erfuhr meine Tätigkeit auf dem Marsche durch die Bekanntschaft mit dem einstigen Begleiter Emin Paschas Dr. Stuhlmann, der sechs Wochen in Kionga weilte.

Er weckte meine Interesse für ethnographische Sammlungen, für Beschäftigung mit der Tier- und Pflanzenwelt meines Bezirks. Schließlich unterwies er mich in der Wegeaufnahme, d. h. der Festlegung des zurückzulegenden Weges mit Hilfe von Uhr und Kompaß. Diese Aufnahmen erfordern große Ausdauer, da sie keinen Augenblick ausgesetzt werden dürfen, sind aber auch insofern äußerst dankbar und lohnend, als sie mit die Grundlage bilden für die von Professor Kiepert herausgegebene Karte von Deutsch-Ostafrika im Maßstabe 1 : 300 000.

Das Verfahren ist kurz folgendes: Bei Beginn des Marsches peilt man mit Hilfe eines mit Gradeinteilung versehenen Kompasses die Richtung des Weges an, indem man die Nadel auf „N“ einspielen läßt, und liest auf der Gradeinteilung ab, um wieviel Grad die Wegerichtung

von der „NS“-Linie abweicht. Die Anzahl der Grade wie die genaue Zeit schreibt man auf und wiederholt dies etwa alle fünf Minuten.

Natürlich ist die Messung eine ganz rohe. Da man aber bald zuviel, bald zu wenig mißt, gleichen sich die Fehler bei sonst sorgfältiger Arbeit aus, und diese Art der Aufnahme genügt für Entfernungen bis zu 75 km. Dann allerdings muß eine Korrektur durch eine astronomische Beobachtung eintreten, eine unheimliche Kunst, die nur wenige Auserwählte von uns beherrschten.

Über das durchzogene Gelände macht man kurze Notizen, seitwärts gelegene Ortschaften, Höhen usw. werden durch wiederholtes Anpeilen festgelegt. Die Aufnahmen werden dann nach Berlin eingeschickt und dort bearbeitet.

Ich führe dies als Beispiel an, um auf die vielseitige Tätigkeit des Offiziers draußen in den Kolonien hinzuweisen, die sich zum großen Teil außerhalb des Militärischen bewegt. Um seinen Posten wirklich auszufüllen, muß man auf den verschiedensten Gebieten tätig sein und vielerlei Interessen haben. Man ist in einer Person: Soldat, Baumeister, Handwerker, Arzt, Pflanze, Richter und Verwaltungsbeamter.

Die Märsche im Riongabezirk waren auch, was Naturschönheit anbetrifft, recht anregend und abwechslungsreich. Mein Lieblingsziel war der Rowuma. Der Fluß fließt in einem breiten Tal. Auf dem diesseitigen Ufer

dehnt sich eine etwa 1000 m breite, fruchtbare Ebene aus, dann steigt die Hügellkette, die seinen Lauf begleitet, ziemlich steil an. Von der Höhe hat man eine wundervolle Aussicht: unten der Fluß, der sich in mannigfachen Windungen hinschlängelt, in der Ferne bläulich schimmernde Hügellketten.

Auch ermangelte der Kiongabezirk nicht des Wildes. Es gab verschiedene Antilopenarten, Wildschweine, Nashorn, Flußpferde, Leoparden, und auch der König der Tiere war in mehreren Exemplaren vertreten. Ich habe letzteren persönlich nicht behelligt. Auf den Löwenanstand, auf dem man viel sicherer ein kleines Fieber wie einen Löwen bekommt, verzichtete ich, und sonst hatte ich keine Gelegenheit. Immerhin war es ein eigener Reiz, wenn ich in sternklaren Nächten vor meinem Hause saß, über mir die Palmen, vom Winde leicht bewegt, rauschten und dann von Zeit zu Zeit vom andern Ufer das Brüllen des Löwen ertönte mit einer Gewalt, daß man glauben konnte, er befände sich in nächster Nähe. Antilopen kamen nur in kleinen Rudeln vor, erst später auf einem Marsche nach Kisaki am Uluguru-Gebirge hatte ich Gelegenheit, in der Steppe das Wild in Herden zu beobachten. —

Der Bau schritt inzwischen munter vorwärts, in sechs Wochen konnte das Wohnhaus, das aus drei Zimmern, Badestube und großer Vorhalle bestand, bezogen werden. Das Haus war vollständig aus einheimischem Material hergestellt.

Die Bretter für Türen und Fenster hatten Kiongesen geschnitten und geglättet, die dazu gehörigen Nägel und Eisenbänder waren gleichfalls von eingeborenen Handwerkern geschmiedet. Bei den Fenstern zeigte sich unsere allmählich fortschreitende, eigene Technik. Während die ersten Fenster — an der Front — nur aus einem Flügel bestanden, einer Bodenluke also verzweifelt ähnlich sahen, erhielt die zweite Reihe bereits zwei Flügel, während es bei den letzten sogar gelang, ein Kunstwerk von vier Flügeln herzustellen. Die Zimmer dienten nur zum Schlafen, während man sich zum Essen und auch sonst in der freien Zeit in der stets luftigen Vorhalle aufhielt.

Die Badeeinrichtung war nicht ganz auf der Höhe der Zeit. Sie bestand aus einem Blechgefäß, in dessen Boden sich ein durch einen Pfropfen verschließbares Loch befand. Über eine Rolle zog der Boy das Gefäß in die Höhe, entfernte den Pfropfen, worauf dann das Wasser herausströmte.

Es folgten nun die Kaserne, Küche, Zollschuppen, Bureau und Viehstall.

Gleichzeitig mit diesen Bauten wurde auch Kionga selbst in Ordnung gebracht. Alles wurde sauber gereinigt, Plätze und Straßen mit Hecken eingefast und erstere mit einfachen Anlagen versehen. Die Häuser wurden, als die Leute wieder allmählich zurückkehrten, ausgebessert oder neu gebaut, so daß Kionga binnen kurzem ein völlig verändertes Aussehen gewann. Die Leute taten dies, ohne

daß ein besonderer Zwang ausgeübt wurde, sie sahen, wie wir es auf der Station machten, und hatten schließlich selber Freude daran.

Die Lebensverhältnisse auf der Station besserten sich fortwährend. Hühner- und Taubenzucht bildeten den Grundstock, dann folgten Enten, Schafe, Ziegen und schließlich eine Rinderherde.

Zur ferneren Erweiterung der Speisefarte trugen außer den Früchten des Landes die Erzeugnisse eines großen Gemüsegartens bei.

Aus den drei Steinen, auf denen das erste Huhn gebraten wurde, war ein massiver Herd mit eiserner Platte und Schornstein geworden, wobei leere Zementfässer nützliche Verwendung gefunden hatten. Aus letzteren war auch eine Art von Kanalisation gebaut worden.

Das Mobiliar, das ursprünglich nur aus einem Tisch, einem Stuhl, Bett, zwei Töpfen, vier Tellern, Messer und Gabel bestand, war so reichhaltig geworden, daß ich am Geburtstage Sr. Majestät 14 Personen ein fürstliches Mahl geben konnte.

Seit November war zu meiner Unterstützung noch ein Unteroffizier nach Kionga versetzt, ja durch einen Brunnenmacher, der sich fast ein Vierteljahr hier aufhielt, schwoll die Europäerbevolkerung auf vier Mann an. Die Askaris, welche in der ersten Zeit fast nur Arbeitsdienst getan hatten, wurden ihrer eigentlichen Bestimmung wieder zurückgegeben. Auf einem Exerzierplatz,

den ich neben dem Dorfe angelegt hatte, wurde vormittags zwei bis drei Stunden exerziert, während am Nachmittag Felddienst geübt, geschossen oder gearbeitet wurde.

Die Tageseinteilung war ziemlich dieselbe geblieben. Vor dem Exerzieren wurde „Revierdienst“ abgehalten, zu dem nicht nur die kranken Askaris, sondern bald auch Eingeborene kamen, die um Dhaua (Arznei) baten. Ein Beamter, der früher Lazaratthelfer gewesen, erwarb sich hierbei besondere Verdienste und genoß einen weit verbreiteten ärztlichen Ruf.

Mein erster Begleiter hatte wegen andauernden Fiebers mich schon nach einigen Monaten verlassen müssen. Bis Ersatz kam — beinahe einen Monat — war ich der einzige Europäer, doch fühlte ich mich so wohl, daß ich gar nicht zum Bewußtsein meiner Einsamkeit kam, um so weniger, als ich auch auf den Märschen ausnahmslos allein gewesen war.

Auch sonst hatten die Verhältnisse einen unverkennbaren Aufschwung genommen. Die Bevölkerung war von dreißig Leuten, die der Flaggenhissung beigewohnt hatten, auf mehrere Hundert angewachsen, da die früheren Einwohner wieder zurückkehrten und neue hinzuzogen. Der Handel begann sich zu entwickeln, eine größere Zahl von neuen Häusern war entstanden, und einzelne Karawanen hatten sich bereits vom portugiesischen Gebiet ablenken lassen.

Als ich nach einjähriger Tätigkeit abgelöst wurde,

um Kompagnie und Bezirksamt Lindi zu übernehmen, fiel es mir schwer zu scheiden, nicht nur von dem Ort, den ich allmählich sich hatte entwickeln sehen, sondern auch von den Leuten, die mir ans Herz gewachsen waren. Es hatte sich im Laufe der Zeit ein nahezu patriarchalisches Verhältnis zwischen uns herausgebildet.



Expeditionsführung.

Der größeren Anschaulichkeit wegen will ich die Vorbereitung und Leitung ostafrikanischer Expeditionen an selbsterlebten Beispielen schildern, und da diese Expeditionen im Süden des Schutzgebietes, dem Gebiete des letzten Aufstandes, stattfanden, einige kurze, allgemeine Bemerkungen über Land und Leute vorausschicken.

Das Land, das in seinen zahlreichen Flußtälern von außerordentlicher Fruchtbarkeit ist, gehört zu den wertvolleren Teilen der Kolonie. Das wichtigste Erzeugnis ist augenblicklich Kautschuk, besonders in den Bezirken Donde und Makonde, während Ungoni reich an Getreide und Vieh ist. Ferner wird Wachs vielfach bereitet.

Aber auch die übrigen Landschaften erzeugen so zahlreiche einheimische Früchte, daß größere Mengen ausgeführt werden. Schließlich gibt es umfangreiche Gebiete, welche für die Baumwollenkultur in Betracht kommen.

Selbst die heute unbewohnten Distrikte haben aber tragfähigen Boden und sind nur infolge der Eingeborenenkriege entvölkert. Es bedarf nur des Eisenbahnbaues Kilwa-Nyassa, um das Land zu erschließen, das Hochland am Nyassa sogar europäischer Besiedelung zugänglich zu machen.

Die Wajao, Makua, Wamuera, Wagindo, die jetzt nahe der Küste wohnen, saßen früher weiter im Innern, von wo sie durch den von Süden kommenden Zulu-Stamm der Wangoni vertrieben wurden.

Die Wangoni begnügten sich aber nicht damit, die anderen Stämme von ihren alten Sätzen verdrängt zu haben, sondern machten alljährlich Kriegszüge, raubten und plünderten, was sich mitschleppen ließ, und machten die Bewohner zu Sklaven.

Diese Einfälle dauerten auch fort, als wir schon lange von der Kolonie Besitz ergriffen hatten; erst die Errichtung der Militärstation Songea — 1897 — bereitete ihnen ein Ende.

Bei den Kriegszügen befolgten die Wangoni eine bestimmte Taktik. Der Angriff erfolgte stets in frühester Morgendämmerung, wenn die Bewohner des betreffenden Dorfes noch schliefen. Die Hauptmacht stellte sich vor dem Eingang des Dorfes auf und verhielt sich lautlos, während eine kleine Abteilung von der entgegengesetzten Seite unter wildem Kriegsgeschrei angriff. Die erschreckten Dorfbewohner flüchteten nach der anderen Seite und liefen dann hier in das sichere Verderben. Wer sich widersetzte, wurde rücksichtslos niedergestossen, alle übrigen: Männer, Weiber und Kinder zu Gefangenen gemacht und mitgeführt.

Nun muß man allerdings nicht glauben, daß nur die Wangoni Teufel, die übrigen die reinen, unschuldsvollen Engel waren.

Keineswegs, erstere waren nur die stärkeren: Matschemba im Hinterlande von Lindi, Haffan bin Omar in dem von Kilwa waren auch gefürchtete Namen. Ihre Träger haben uns viel zu schaffen gemacht, insbesondere Matschemba, der im Gegensatz zu Haffan bin Omar nicht Stammeshäuptling war, sondern, eine kraftvolle, geborene Herrschernatur, sich selbst zum Oberhäuptling gemacht hatte. Er stammte aus dem Portugiesischen südlich des Rowuma und hatte sich in dem überaus schwer zugänglichen Makondeplateau niedergelassen: jeder entlaufene Sklave, jeder, der irgend etwas auf dem Kerbholz hatte, fand bei ihm sicheren Unterschlupf.

Eine Expedition gegen ihn im Jahre 1890 verlief trotz der Stärke von vier Kompagnien erfolglos infolge Ungunst der Witterung und der Schwierigkeit des Geländes, das die Matschembaleute musterhaft zu benutzen verstanden. Später unterwarf er sich zwar, kümmerte sich aber herzlich wenig um unsere Oberhoheit, und, da in der Folge die Schutztruppe für andere Zwecke gebraucht wurde, so galt er für das zugehörige Bezirksamt Lindi als ein schwarzes Blümchen „Rührmichnichtan“.

Bei Haffan bin Omar lagen die Verhältnisse ähnlich. Er und seine Leute hatten sich an dem großen Aufstand 1889/90 eifrigst beteiligt, eine gründliche Bestrafung hatte aber eigentlich nicht stattgefunden. So wurde er immer dreister.

Im Juli 1894 erhielten die Kompagnien Kilwa und

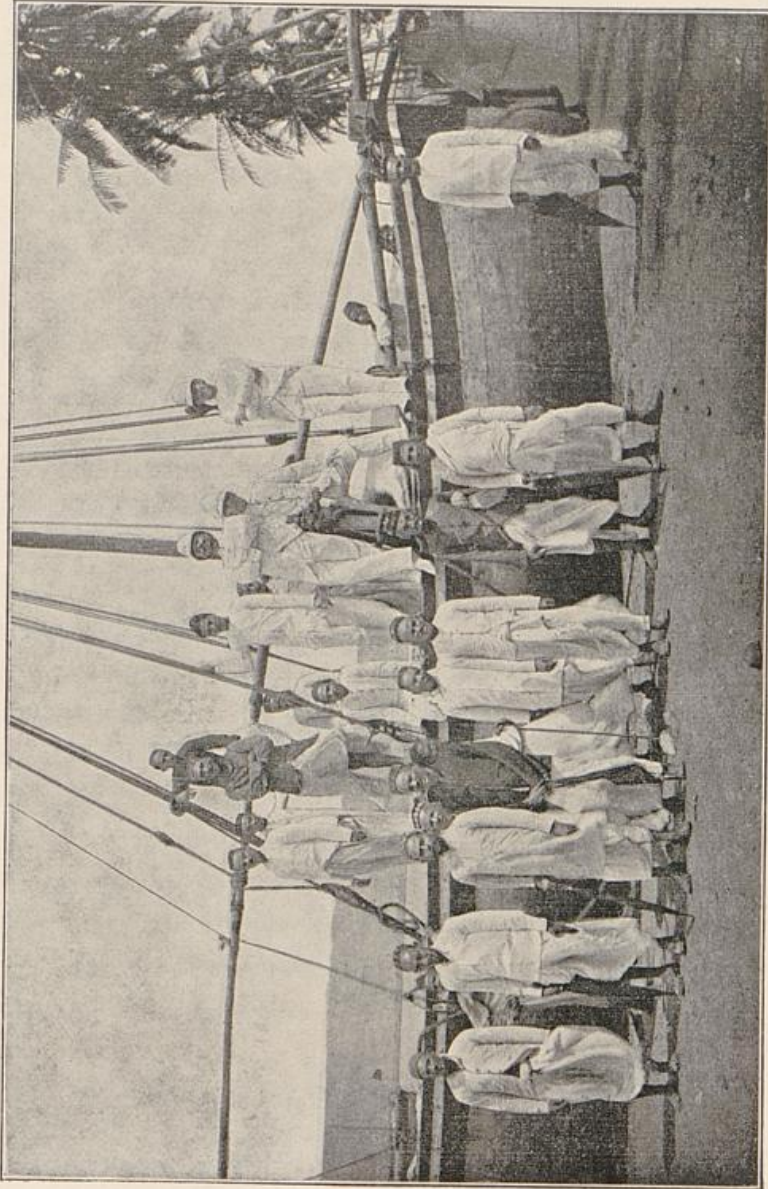
Lindi Befehl, ihn zu unterwerfen. Es kam zum Gefecht, in dem Hassan bin Omar geschlagen wurde, aber sich doch in sein unzugängliches Felsengebiet zurückziehen konnte. Wenige Monate später marschierte Gouverneur von Schele zur Bestrafung der Wahehe, wodurch die Küste fast ganz von Truppen entblößt wurde.

Diese Gelegenheit benutzte Hassan bin Omar zu dem Versuch, im geheimen Einverständnis mit dem Akida und zahlreichen Indern aus Kiltwa, die dortige Boma zu überumpeln, ein Versuch, der nur an der Energie der Europäer scheiterte. Daß Hassan aber überhaupt auf den Gedanken kam, die stark befestigte Station anzugreifen, erwies, wie ungeheuer ihm und seinen Anhängern der Ramm geschwollen war. Auch Matschemba hatte sich in dieser Zeit auffällig gezeigt.

Gouverneur von Schele trat bald nach seiner Rückkehr von der siegreichen Waheheexpedition von seinem Posten zurück, und nach kurzem Interregnum wurde Major von Wiffmann sein Nachfolger. Bald nach Übernahme der Geschäfte bereifte er auch die Südstationen, um sich über die dortigen Verhältnisse zu unterrichten.

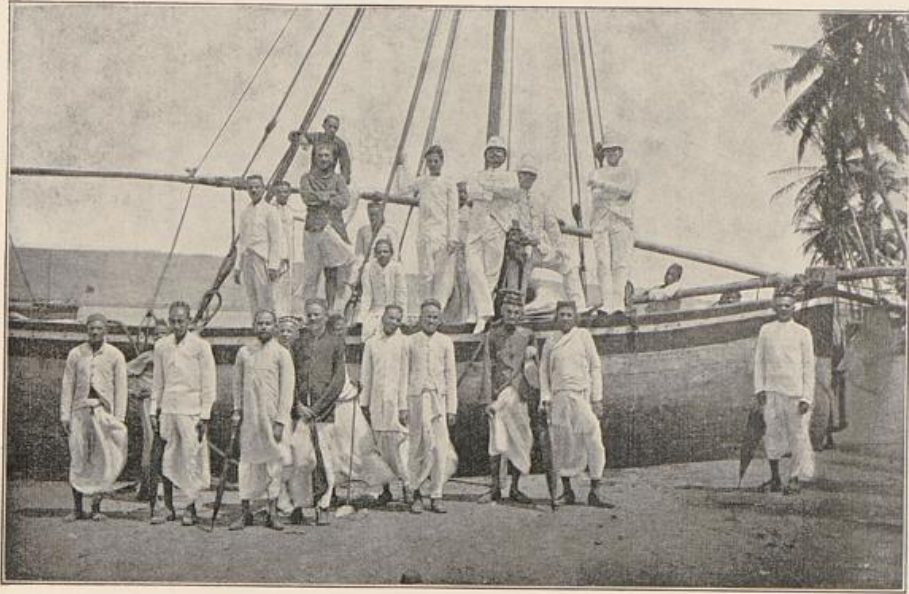
Ich war gerade damals Stationschef von Lindi und verwaltete vertretungsweise auch das Bezirksamt.

Ein Eilbote von Kiltwa traf zwei Stunden vor dem Dampfer ein, alles wurde festlich mit Palmen und Flaggen geschmückt, die Leute zusammengerufen und die Kompagnie am Ufer aufgestellt. Ich fuhr an Bord, um mich zu



Sauptmann Fond (Heinrich) phot.

Arabisches Fahrzeug (Dhau) mit indischen Händlern.



Hauptmann Fond (Heinrich) phot.

Arabisches Fahrzeug (Dhau) mit indischen Händlern.

melden: sobald der Gouverneur in das Boot stieg, wurden dreizehn Salutschüsse abgegeben.

Dieser Pomp hat einen sehr praktischen und ernstern Zweck, da er nie seines Eindruckes auf die Orientalen verfehlt, für die glänzende Auftreten gleichbedeutend mit Macht ist.

Nach der Landung wogte alles um den Gouverneur herum, alte Bekannte begrüßte er, einflußreiche Araber, Sinder und Sumben ließ er sich vorstellen und sagte Jedem ein paar freundliche Worte; er hatte eine wunderbare Art, mit den Leuten umzugehen.

Nach einem Gang durch die Stadt und die Boma, während dessen sich Major von Wissmann bereits eingehend nach Matschemba erkundigte, endete ein fröhliches Mahl den ersten Abend.

Major von Wissmann beschloß dann, Matschemba unter allen Umständen zu unterwerfen. So erhielt ich den Befehl, zunächst mit einem Unteroffizier und sechzig Askaris eine Erkundung um sein Gebiet herum zu machen, um den besten Anmarsch durch das durchaus buschige Gelände festzustellen und die an seinen Grenzen wohnenden Sultane zur Beteiligung an der beabsichtigten Expedition zu veranlassen; der Zweck des Marsches sollte möglichst geheimgehalten und ein feindliches Zusammentreffen vermieden werden.

Die Vorbereitungen nahmen trotz größter Beschleunigung etwa acht Tage in Anspruch. Träger wurden nach

einer fertig daliegenden Trägerrolle bestellt, Lasten für Zelt, Verpflegung und Gepäck der Europäer, Reis für Uskariis und Träger verpackt, Stoffe, Perlen usw. als Tauschartikel und Geschenke gekauft und gleichfalls verpackt; denn Geldverkehr, der heute schon bis zum Tanganikasee gebräuchlich ist, gab es damals nur an der Küste.

Außerdem mußte der einzuschlagende Weg festgestellt werden, da die vorhandene Karte absolut unzuverlässig war, und keiner der anwesenden Europäer Bescheid wußte. Aus den verschiedenen Angaben der Leute wurde dann das Richtigscheinende herausgenommen und zusammengestellt. Als Hauptpunkte wurden die Sitze von fünf Häuptlingen, die teils deutsch-freundlich, teils matschemba-freundlich waren, sowie die deutsche Missionsstation Lukuledi und die englischen Massassi und Nevala festgelegt. Gleichzeitig gingen Briefe an die einzelnen Sumben ab mit der Nachricht: Der bana kuba von Lindi marschiere nach Massassi, um dort einen Streit zwischen Massassileuten und einer Karawane zu schlichten; hierbei würde er auch den Sultan Hattia oder Naakam usw. besuchen.

Es ist allgemeiner Brauch, am ersten Tage nur ein bis zwei Stunden zu marschieren, da trotz sorgfältigster Vorbereitung nicht nur Uskariis und Träger, sondern auch Europäer dies oder jenes vergessen haben. Am anderen Morgen begann der eigentliche Marsch.

Zunächst wurden Boys, Weiber, und was sonst nicht

hingehörte, aus dem Lager gejagt, Lasten revidiert, Träger verlesen und dann angetreten. Vornweg marschierten mit dem Führer ein schwarzer Unteroffizier und acht Mann als Spitze, im Abstand von etwa 100 m folgte der Haupttrupp von dreißig Mann, dann die Trägerkolonne, vermischt mit Askaris, zum Schluß der Feldwebel mit zwölf Mann.

In den ersten Tagen mußte langsam marschiert werden, um die Kolonne nicht zu sehr auseinanderzureißen. Sobald die Leute einmarschiert waren, wurde auch zehn Stunden marschiert, ohne daß die Ordnung sich lockerte.

Um 5 Uhr wurde geweckt, und nur notdürftig bekleidet stürzte man aus dem Zelt, das sofort abgebrochen wurde. Während man die Toilette beendigte, trugen die Boys Kaffee, Brot und Fleisch vom vergangenen Abend als Morgenimbiß auf. Gleichzeitig machten sich die Askaris fertig und traten an, die Träger schnürten ihre Lasten, wobei alles innerhalb des Lagers bleiben mußte. Diese Vorbereitungen, die schließlich gewohnheitsmäßig von jedem einzelnen mit größter Geschwindigkeit betrieben wurden, nahmen kaum $\frac{1}{2}$ Stunde in Anspruch, so daß wir mit dem ersten Morgengrauen aufbrechen konnten.

Die Spitze trat an, ich folgte mit dem Haupttrupp, während der Feldwebel durch eine Öffnung des Lagers die Träger einzeln herausließ, um sie zu zählen und hinter acht Mann je einen Askari einzuschieben. Hatte der letzte Träger das Lager verlassen, sah der Feldwebel nochmals nach, daß nichts vergessen war, und schloß sich

dann mit dem Rest der Askaris der Kolonne als Nachtrupp an.

Wenn die Wasserverhältnisse es erlaubten, wurde ohne Rast bis zu drei, auch vier Stunden marschiert, um die kühlen Morgenstunden auszunutzen; dann alle zwei bis drei Stunden Halt gemacht.

Sobald der Lagerplatz erreicht ist, werden die Askaris in einem Kreise aufgestellt, der dem Umfange des beabsichtigten Lagers entspricht, Gewehre zusammengesetzt, abgehängt und aus Ästen und Baumstämmen ein Verhau hergestellt, in den ein bis zwei Öffnungen hineinführen. Die Wache wird eingeteilt und Posten in geringer Entfernung aufgestellt. Die Revision der Posten ist gewissermaßen eine selbsttätige; von Zeit zu Zeit rufen sie, von Nummer 1 beginnend, ihre Nummern ab, so daß es sofort gemerkt wird, wenn ein Posten schläft. Dies kommt aber kaum vor, denn die Leute sind sich wohl bewußt, daß von ihrer Wachsamkeit unter Umständen Leben und Sicherheit der ganzen Expedition abhängen.

Währenddessen kommen die Träger an und legen die Lasten in Reihen geordnet nieder, die Zeltträger schlagen unter Aufsicht von Askaris die Zelte auf, die Boys bemächtigen sich der Bett- und Kofferlasten, und der Koch hat in kürzester Frist ein lustiges Feuer prasseln, um ein mehr oder weniger üppiges Mahl zu bereiten.

Sobald alles eingetroffen ist, läßt der Feldwebel Askaris und Träger antreten, um ihnen die Verpflegung

auszugeben. Diese wird, soweit als möglich, bei den Eingeborenen gegen Tauschwaren eingekauft, sonst den mitgeführten Reislasten entnommen. Ich selbst sehe schnell meine Wegeaufnahme durch, mache Erläuterungen dazu und erledige das Wegeschauri, d. h. aus Angaben der Führer und solcher Leute, die den Weg öfter begangen haben, stelle ich den Verlauf des morgigen Marsches fest: wo der nächste Lagerplatz ist, und wo und wie oft wir Wasser finden. Bei den mangelhaften Zeitangaben ist es nicht leicht, das Richtige herauszufinden; unter einer halben Stunde ist dies Schauri (Besprechung) selten erledigt.

Die Träger und Askaris bereiten sich ihr Essen und pflegen eine lebhaftere Unterhaltung; wenn man nicht Ruhe gebietet, dauert das Geschwätz bis nach Mitternacht. Wie ich oft belauscht, dreht es sich unentwegt nur um Essen und Weiber, Jeder kramt seine schönsten Erlebnisse aus. Alle aber sind harmlos vergnügt, mag der Marsch auch noch so anstrengend gewesen sein.

Der Weg führte, sobald wir das unmittelbare Einflußgebiet der Station verlassen hatten, zunächst durch völlig menschenleere Gegenden, die Leute waren teils von Matschemba geraubt, teils vor ihm geflohen. Dann erreichten wir am dritten Tage den Lukuledifluß, der später bei Lindi mündet. Gleich dem Rowumatal ströht der Boden förmlich vor Fruchtbarkeit, da der Fluß nie versiegt, und die Gegend zeichnet sich durch eine außerordentlich zahlreiche Bevölkerung aus, die unter dem festen Regiment ihres

Sultans Hattia ein gesichertes Leben führt. Es wohnt hier der Stamm der Makua. Stundenlang marschierten wir fast ununterbrochen durch Dörfer, die sich eins an das andere angeschlossen.

Da das Hauptdorf Hattias etwas abseits meiner Straße lag, sandte ich ihm Nachricht, in mein Lager zu kommen. Um andern Morgen kündigte sich das Herannahen Hattias bereits von weither durch das Getöse von Negertrommeln und gellendem Kriegsgefang an. Zuerst erschienen einzelne Krieger, dann folgten in langem Zuge: die Musik, dicht dahinter der Sultan, umgeben von seinen Zumben — Unterhäuptlingen —, dann die Krieger, vorn die mit Gewehren, hinten die mit Pfeilen und Speeren bewaffneten; schließlich ein ungezählter Haufen von Weibern und Kindern. Die Krieger marschierten im Halbkreis vor der Zelttür auf, davor trat der Sultan mit den Zumben.

Wir begrüßten uns feierlich und tauschten die dabei üblichen Höflichkeitsformeln aus. Nachdem wir beide uns auf Stühle gesetzt, die Zumben sich dagegen nach Negerart auf den Boden gekauert hatten, begann eine allgemeine Unterhaltung, die sich wie im Manöverquartier meist auf Ernteaussichten, Jagd und sonstige nächstliegende Verhältnisse bezog. Gleichzeitig wurden Zigaretten und Scherbeth herumgereicht, während Hattia ein kräftiges Rind als Huldigungsgeschenk kommen ließ. Der Wert dieses Geschenkes bezeichnet nicht nur den Grad der Wohlhabenheit des Gebers, sondern auch die Höhe der

Wertschätzung, deren sich der Empfänger erfreut. Die Leute benahmen sich mit bewundernswerter Würde und großem Anstand.

Da das Dorf, an dem die Expedition lagerte, von der vom Nyassasee führenden Karawanenstraße berührt wurde, sollte hier die deutsche Flagge gehißt werden; die erforderlichen Vorbereitungen waren schon in aller Frühe getroffen worden. Sobald daher unsere Begrüßung beendet war, traten die Askaris in Linie vor dem Flaggenmast an, die Eingeborenen stellten sich gegenüber auf, und nachdem ich eine kurze Ansprache gehalten hatte, ging unter präsentiertem Gewähr die Flagge hoch.

Die strammen Griffe und die Marschbewegungen der Askaris beim Abrücken in das Lager erregten selbstverständlich das lebhafteste Staunen der gesamten Bevölkerung.

Um nun auch zu zeigen, was seine Krieger leisten könnten, bat Sattia um die Erlaubnis, daß diese einen Kriegstanz aufführen dürften. Die Genehmigung wurde gern erteilt.

Der Gedanke, welcher einer derartigen Vorführung zugrunde liegt, ist die Darstellung eines Buschgefechtes.

Einzelne Leute laufen in gewaltigen Sätzen vor, decken sich gewandt hinter Bäumen, Termitenhügeln usw., fliehen, greifen wieder an, schießen oder deuten an, daß der Gegner gefallen ist, oder werfen sich selbst rücklings auf den Boden; schließlich erfolgt unter Abgabe von Schnellfeuer ein Massenangriff.

Die verschiedenen Phasen werden natürlich stets von dem brausenden Beifallsgejauchze der entzückten Stammesbrüder begleitet. Aber auch wir Europäer schauten mit Interesse der dramatisch bewegten Szene zu und folgten mit Vergnügen den gewandten, kraftvollen Bewegungen der jungen Krieger.

Nach längerer Pause wurde der Sultan zu ernstem Schauri berufen, doch zeigte er bei dem Gedanken, seinen alten Erbfeind Matschemba bekriegen zu können, ein so lebhaftes Vergnügen, daß es weiter keiner besonderen Einwirkung bedurfte.

Am folgenden Morgen gab uns Hattia eine Strecke Weges selbst das Geleit, während fünfzehn auserwählte Krieger sich der Expedition bis zur Rückkehr nach Lindi anschließen sollten. Diese erwiesen sich infolge ihrer gegenauen Kenntniss des Landes als recht nützlich, leider aber erlosch bald ihr kriegerisches Ansehen. Denn sobald wir die Grenze des Matschembagebietes erreichten, zeigten sie einen völligen Mangel an taktischem Verständnis, indem sie von hier ab das Ende der Kolonne stets als den gefährdetsten Teil derselben ansahen. Keine taktische oder sonstige Auseinandersetzung vermochte ihre Auffassung zu ändern.

Daher rührt mein, später nochmals bestätigtes Mißtrauen gegen die wirksame Unterstützung der Schutztruppe durch Hilfsvölker. Ausnahmen beweisen die Regel. Als Führer, Spione und auch bei der Verfolgung des ge-

schlagenen Gegners werden sie dagegen stets von großem Nutzen sein.

Durch fortwährende Schauris mit den einzelnen Häuptlingen unterrichtete ich mich über die verschiedenen Wege, die nach dem Hauptdorf Matschembas — Luagalla — führten, und stellte den östlichen als den nächsten, und auch am wenigsten gefährlichen fest. —

In Lindi erwartete mich bereits der Befehl, an der Expedition gegen Haffan bin Omar teilzunehmen.

Es war bekannt, daß das Expeditionskorps infolge des fast unwegsamen Geländes bedeutende Schwierigkeiten haben würde.

Fels reiht sich an Fels, überall Schlupfwinkel und Deckungen bietend, von wo man sicher und ungestraft den Angreifer aus dem Hinterhalt beschießen kann. Wege — selbst solche nach afrikanischen Begriffen — gibt es kaum, es sind meist nur den Eingeborenen kenntliche Pfade, die mitten durch das wildzerrissene Gestein führen.

Allerdings hatte die Gegend für den Naturfreund großen Reiz; sie erinnert in vielen Teilen lebhaft an die sächsische Schweiz. Die afrikanische Landschaft ruft überhaupt oft die Erinnerung an heimische Bilder wach, wie z. B. lichter Buschwald nach der Regenzeit völlig das Aussehen eines wohlgepflegten Parks hat.

Mitte Oktober sammelte sich das Expeditionskorps — vier Kompagnien verstärkt durch ein Marim- und ein italienisches Berggeschütz — in Kilwa und nutzte die vor-

handene Zeit aus, um auf dem vorzüglichen Exerzierplatz zwischen der Stadt und dem Siginoberg eifrig zu exerzieren und Gefechtsübungen abzuhalten. Die Vorbereitungen waren nach jeder Richtung auf das sorgfältigste getroffen worden.

Zwei Kompagnien wurden in den Eingang des Felsengebietes vorgeschickt, um von hier aus Erkundungen vorzunehmen; die beiden anderen Kompagnien folgten kurz darauf.

Anfangs schien es, als ob die Mawudjileute uns den Eintritt in die Berge verwehren wollten, aber bald hatte das Maximengeschütz ihnen den Aufenthalt unangenehm gemacht, und nach kurzem Gefecht zogen sie sich in das Felsengewirr zurück, wohin wir in beschwerlichem Marsche folgten.

Die Hauptgefahr lag darin, daß das an sich starke Expeditionskorps — vier Kompagnien gelten dafür — in der so unendlich langen und dünnen Linie „zu einem“ auseinandergezogen war.

Jeder Angriff stieß auf wenige Leute, denen kaum Unterstützung gebracht werden konnte.

Aber die Mawudjileute, die durch ihre Spione selbstredend auf das genaueste über unsere Stärke unterrichtet waren, wagten keinerlei Vorstoß an diesem Tage.

Nach mehrstündigem Marsche verengte der Weg sich plötzlich, verblüffend ähnlich dem Annatal in Thüringen, d. h. er führte etwa hundert Meter zwischen zwei sich

auf etwa drei Schritte nähernden, schroffen Felsenwänden hindurch. Am anderen Ende stieg dann der Weg über 1 Meter hohe und noch höhere Felsenblöcke hinan, um dann schließlich wieder über ebenes Gelände zu gehen.

Am diesem Engpaß mußten die Reittiere der Europäer zurückgelassen werden, um später durch den Nachtrupp hinauf befördert zu werden.

Es war dies nicht ganz einfach, ging aber doch dank der Geschicklichkeit der Sudanesen in Behandlung von Tieren und dank der Kletterkunst der Maultiere ziemlich glücklich von statten. Von dreizehn stürzte nur eins ab, und auch dies Mißgeschick lag wohl hauptsächlich in der Unglückszahl, da bekanntlich „von dreizehn“ immer einer zuerst stirbt.

Das Expeditionskorps lagerte auf einem ziemlich geräumigen Plateau, das zwar auf allen Seiten von Bergen eingeschlossen war, trotzdem aber eine Beunruhigung durch Feuer aus den Vorderladern der Eingeborenen ausschloß.

Am folgenden Morgen wurde der Marsch in der bisherigen Weise und auch mit dem gleichen mangelnden Erfolge fortgesetzt, bis der Kommandeur sich entschloß, die 9. Kompagnie den Marudjißfluß entlang zu senden.

Die Kompagnie marschierte in dem sehr schmalen Flußthal, welches auf beiden Seiten von senkrecht aufsteigenden, etwa 60 bis 80 Meter hohen Felsen eingefast wird, als sie plötzlich vor sich schießen hörte.

Dies Schießen rührte von einer starken Patrouille

her, die auf der Höhe am linken Ufer vorgegangen war und mit einer feindlichen Abteilung, die sich auf dem rechten Ufer befand, ein Feuergefecht begonnen hatte.

Nach etwa zwanzig Minuten Marsch trat die Salwand auf der rechten Seite weit zurück, indem das Ufer stufenförmig aufstieg; gleichzeitig erhielt die Kompagnie vom Hange lebhaftes Feuer.

Der Kompagnieführer ließ die Marschkolonne „rechts um“ machen und nahm das Feuergefecht auf.

Binnen kurzem war der Hang gesäubert. Der Feind zog sich teils auf die oberste Stufe des Hanges, zum größten Teil aber in einen halbrechts von unserer Stellung gelegenen Steinbruch zurück und setzte sich hier wieder fest.

Die Kompagnie überschritt den Bach, zwei Züge wandten sich gegen die Abteilung im Steinbruch, ein Zug zur Sicherung der linken Flanke gegen die Höhe.

Der Feind schien zuerst äußersten Widerstand leisten zu wollen — denn er setzte das Feuer noch während des letzten Anlaufes der Kompagnie fort — im letzten Augenblick verschwand er jedoch spurlos zwischen den Felsblöcken in den für uns undurchdringlichen Busch.

Die Askaris hatten sich vorzüglich gehalten; ohne mit der Wimper zu zucken, gingen sie unter fortwährendem „Allah il Allah“ vor.

Nachdem das Dorf Kitumbini, das die Haffanleute zuerst besetzt hatten, niedergebrannt war, folgte die Kom-

pagnie weiter dem Mawudjifluß bis zu seinem Austritt in die Ebene und bezog hier ein Lager. Am Spätnachmittag trafen daselbst auch die übrigen Kompagnien ein.

Da Hassan bin Omar nicht zu fassen war, sandte der damalige Oberstleutnant von Trotha die Kompagnien einzeln aus, um das Land nach den verschiedensten Richtungen zu durchziehen, die Mawudjileute nirgends zur Ruhe kommen zu lassen und die aufrührerischen Dörfer zu zerstören.

Das Wohltätige dieser Maßregel zeigte sich bald: die Leute sahen, daß es bitter Ernst war, die Jumben kamen erst einzeln, dann immer zahlreicher und baten um Frieden.

Schließlich fanden sich Leute eines Nachbarstammes, welche der achten Kompagnie den Aufenthalt Hassans verrietten, und es gelang, ihn und die Haupträdelsführer, vor allem seinen „Kriegsminister“ Omari Moenda, die Seele des ganzen Aufstandes, zu überraschen und nach kurzer Gegenwehr gefangen zu nehmen. Hassan bin Omar und seine Genossen wurden zunächst gefesselt ins Lager gebracht, dann nach Kilwa geschickt und zum warnenden Beispiel gehängt.

Persönlich machte Hassan bin Omar einen recht dürftigen Eindruck. Klein und unansehnlich von Gestalt, schien er auch keineswegs ein Geistesheld zu sein, sondern mehr der Spielball energischer und verbrecherischer Berater.

Daß trotz dieser minderwertigen Eigenschaften sein

Ansehen unter seinen Leuten so unantastbar war, zeigt, wie fest begründet die patriarchalische Herrschaft in den Anschauungen der Neger ist.

Das Expeditionskorps zog sich, die einzelnen Kompanien getrennt marschierend, nach Lindi, um von hier gegen Matschemba vorzugehen; doch verlautete bereits, daß der Ausgang Saffan bin Omars, seines Freundes, ihn doch so eingeschüchtert hätte, daß er voraussichtlich sich friedlich unterwerfen würde.

Die Schwierigkeiten der Expeditionsführung in seinem Gebiet waren zu bekannt, als daß der Gouverneur auf diese friedliche Lösung nicht eingegangen wäre. Oberstleutnant von Trotha erhielt daher Weisung, wenn Matschemba herunterkäme und Tribut zahlte, die Unterwerfung anzunehmen; in jedem Falle aber sollte nach seinem Hauptdorf Luagalla hinaufmarschiert werden.

Am dritten Tage kam uns Matschemba, begleitet von den Großen des Landes, entgegen.

Es war mir interessant, den Mann zu sehen, von dem ich so viel in den letzten zwei Jahren gehört hatte. Der Eindruck war vorteilhaft: groß und sehnig gebaut, ruhig und würdevoll in seinem Benehmen, lag etwas Gebietendes in seiner ganzen Erscheinung, wodurch sein großer Einfluß wohl erklärlich ist. In der darauffolgenden Verhandlung erklärte er sich zur völligen Unterwerfung bereit und führte uns selbst in drei Tagen nach Luagalla.

Der Marsch von seiner Grenze bis Luagalla dauerte

etwa sieben Stunden und hätte einer kriegerischen Expedition in der Tat außergewöhnliche Schwierigkeiten bereitet. Der Weg führte zum großen Teil in mannigfachen Windungen durch dichten Dornbusch, Lianen und Bambusrohr. Bei Erwidern des feindlichen Feuers war man also stets in Gefahr, in die eigene Kolonne zu schießen, während die Matschembaleute, völlig gedeckt, einzeln ihren Schuß abgeben und dann verschwinden konnten.

Luagalla selbst war kaum befestigt. Matschemba hatte den natürlichen Dornwall als genügend erachtet.

In Luagalla wurde ein befestigtes Lager bezogen, und Matschemba mußte Elfenbein, Pulver und Gewehre abliefern. Nach dreitägigem Aufenthalt gingen drei Kompagnien zur Küste hinunter, während Oberstleutnant von Trotha mit der Lindikompanie in westlicher Richtung auf Massassi und den Rowuma entlang auf Mikindani zu marschierte.

Matschemba hielt zunächst sein Versprechen, kam sogar zum Schauri nach Lindi und empfing seinerseits den Bezirksamtman mit allen zustehenden Ehren in seiner Residenz. Aber sei es, daß sein Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang zu groß war, sei es, daß er seine Leute doch nicht mehr genügend im Zaume halten konnte, bald gab es von neuem andauernde Schwierigkeiten und Reibereien, so daß der Gouverneur sich doch zu seiner endgültigen Beseitigung entschließen mußte. Es ging erneut eine Expedition gegen ihn vor, doch wartete er,

endlich müde geworden, den Angriff auf Luagalla nicht mehr ab, sondern floh mit seinen Getreuen über den Rowuma.

Seither hat im Hinterlande von Kilwa wie in Lindi im großen und ganzen Ruhe geherrscht, bis anfangs August 1905 der allgemeine Aufstand ausbrach.





Markthalle in Dar es Salam.



Martthalle in Dar es Salam.

Missionswesen.

Die Märsche zur Erkundung des Matschembagesbietes brachten mich mehrfach mit Missionsniederlassungen in Berührung, da diese meist an dem Hauptsitz des betreffenden Stammes angelegt werden.

Die Missionstätigkeit hat sich außerordentlich ausgebreitet, seit die Kolonie in unserem Besitz ist. Ursprünglich waren nur englische Missionen im Norden und Süden, französische in Bagamoyo und am Viktoriasee, sowie einige wenige deutsche vorhanden; jetzt sind zahlreiche Missionsgesellschaften tätig, die Niederlassungen in allen Teilen der Kolonie eingerichtet haben.

Die Wirksamkeit der Missionare ist eine segensreiche; soweit mir bekannt, haben in Deutsch-Ostafrika die Missionare den Fehler zu vermeiden gewußt, sich einseitig — wie in anderen Kolonien geschehen — auf den Negerstandpunkt zu stellen, d. h. sich völlig mit den Interessen der Eingeborenen zu identifizieren, ein Verhalten, das auf die Dauer unweigerlich zu Konflikten mit der Regierung führen muß.

Ein Streit darüber, wer am erfolgreichsten wirkt, ist müßig und zwecklos. Den protestantischen Missionaren wurde früher der Vorwurf gemacht, daß sie das Christen-

tum lehrten, ohne die Leute gleichzeitig zur Arbeit zu erziehen; heute gilt dieses nicht mehr: Arbeiten und Beten geht bei ihnen Hand in Hand. In erster Linie gründet den Erfolg die Individualität und Befähigung des Lehrers, wie er es versteht, Geist und Charakter seiner Pflegebefohlenen zu entwickeln. Es ist eine Saat, die sehr langsam aufgeht. Dauernde Erfolge lassen sich erst durch jahrzehntelange Arbeit erzielen.

Immerhin würden die Fortschritte in der Bekehrung der Eingeborenen zweifelsohne sehr viel größere sein, wenn die Missionare weniger starr in ihren moralischen Anforderungen wären, hier etwas mehr der anders gearteten Negerseele Rechnung trügen.

Wie es bei Ausbreitung des Christentums in Europa geschah, so müßte auch bei den Negerstämmen die Bekehrung mit dem Haupt, d. h. dem Sultan, und nicht den Gliedern, meist den kümmerlichsten und daher am leichtesten zugänglichen Eingeborenen beginnen. Dem Beispiel des Häuptlings würde voraussichtlich stets der ganze Stamm folgen, während so die Tätigkeit der Missionare immer nur in Kleinarbeit bestehen wird.

Eine weiterer Übelstand ist, daß Stationen verschiedener Bekenntnisse häufig in demselben Gebiet sich befinden. Das führt einerseits zu Unzuträglichkeiten zwischen den betreffenden Missionaren — kein günstiges Beispiel für den Neger — andernteils wird dieser stutzig und verwirrt, wenn er sieht, daß die Auffassungen über das

Christentum bei den berufenen Lehrern recht weit auseinandergehen.

Es wäre für das Missionswerk sicher von großem Nutzen, wenn hier eine scharfe räumliche Scheidung zwischen den beiden Konfessionen stattfände.

Der Beruf der Missionare ist schwer und aufopfernd. Es sind Leute, die mit ihrem Leben gewissermaßen abgeschlossen haben. Einen regelmäßigen Urlaub, wie die Angehörigen der Schustruppe und die Beamten ihn haben, kennen sie nicht, nur in Fällen schwerer Erkrankung gehen sie zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach Europa zurück.

Das Leben ist ein entbehrungsreiches, da die Mittel meist beschränkt sind. Eine Ausnahme bilden in etwas die englischen Universitätsmissionen, denen reiche Geldmittel zur Verfügung stehen; auch gehen deren Mitglieder in regelmäßigem Wechsel von zwei bis drei Jahren auf ein Jahr nach England zurück.

Die Gastfreundschaft, welche ich auf der deutsch-katholischen Mission Lukuledi wie auf den englischen Missionen Massassi und Nevala genoß, war gleich vorzüglich; wenn ich mich auf der deutschen Station vielleicht trotzdem wohler fühlte, so ist das leicht begreiflich.

Die deutsche Station war erst vor wenigen Monaten gegründet, dagegen war in dem jüngsten Gebiet der Einfluß der englischen Mission, die seit zweiundzwanzig Jahren dort wirkte, unverkennbar. Es liegt immerhin

auch ein wichtiges, politisches Moment in der Missionstätigkeit.

Allgemein beschränken sich die Missionare nicht darauf, ihre Zöglinge als Handwerker usw. auszubilden und das für den eigenen Bedarf erforderliche Gemüse anpflanzen zu lassen, sondern sie versuchen auch, durch Anlegen von kleinen Plantagen, die Bewohner ihres Bezirkes im Anbau wertvoller Erzeugnisse wie z. B. Kautschuk, Baumwolle u. a. zu unterweisen.

Hierin wie in Krankenbehandlung und Unterricht leisten die Missionare Hervorragendes und haben sich dadurch große Verdienste um die Kolonie erworben.



Jagdliches.

Es ist merkwürdig: jeder Europäer, der ostafrikanischen Boden betritt, wird zum leidenschaftlichen Jäger — mindestens in der ersten Zeit — mag er zu Hause auch nie eine Flinte in der Hand gehabt haben. Die natürliche Folge ist, daß in der Nähe der Stationen überhaupt kein Wild mehr angetroffen wird, aber auch sonst in manchen ursprünglich wildreichen Gegenden stark ausgeräumt worden ist. Bei Dar es Salam z. B. gab es schon zu meiner Zeit nur noch Tauben und Perlhühner; einige Flußpferde in den benachbarten Kreeks waren unter den besonderen Schutz des Gouvernements gestellt und wurden Fremden als Sehenswürdigkeit gezeigt.

Sonntag nachmittag in die nähere Umgebung einen Ausflug zu machen, war direkt lebensgefährlich, so sausten die Schrote und Geschosse in der Luft herum. Sehr geschadet haben auch die sogenannten Jagdexpeditionen, deren Teilnehmern es natürlich nur auf möglichst hohe Abschusziffern ankam: „après nous le déluge“.

Anschließend an die Wildschuszkonferenz in London, auf welcher Major von Wiffmann der Vertreter Deutschlands war, ist eine Wildschutzordnung erlassen worden:

Jagdexpeditionen haben für Erlaubnißscheine sehr beträchtliche Summen zu zahlen, aber auch für Offiziere und Beamte ist zur Schonung verschiedener Wildarten, wie Elefant und Nashorn, ein bestimmtes Schußgeld festgesetzt. Außerdem sind größere Reservate abgegrenzt, in welchen überhaupt nicht gejagt werden darf. Dank diesen Maßregeln wird es hoffentlich gelingen, ein völliges Aussterben einzelner Wildarten, das jetzt schon bedenklich drohte, zu verhindern.

Auch die nähere Umgebung meines ersten Stationsortes Lindi war von Wild ziemlich entvölkert, die Flußpferde im Lukuledifluß bereits so scheu und schlau, daß es kaum möglich war, zu Schuß zu kommen.

Den ersten größeren jagdlichen Erfolg errang ich, als die Lindikompanie einen Übungsmarsch nach dem Rowuma machte. Hier herrschte noch reges Leben. Außer Flußpferden und Krokodilen gab es eine Menge Vögel auf und über dem Wasser, die so vertraut waren, daß man im Einboot ganz nahe heranzufahren konnte, bis sie mit ohrenzerreißendem Geschrei aufgingen, um sich nur wenige hundert Schritt weiter auf der nächsten Sandbank wieder niederzulassen und erneut der nutzbringenden Tätigkeit des Fischefangens sich hinzugeben.

Die Fahrt im Einboot (ausgehöhlter Baumstamm) erfordert einige Übung, da das Boot kiellos und daher ziemlich schwankend ist. Eine ungeschickte, heftige Bewegung, und man befindet sich in den kühlenden Fluten,

was der zahlreichen Krokodile wegen nie ohne Gefahr ist. Die Eingeborenen sind in der Handhabung des Bootes sehr geschickt.

Die Versuchung, aus dem Boot eines der zahlreich herumschwimmenden Flusspferde zu erlegen, war groß, doch widerstand ich ihr, erfahrenem Räte folgend; denn ist der Schuß nicht tödlich, so ist man wehrlos dem Angriff des krank geschossenen Tieres preisgegeben. Dieses schwimmt meist unter das Boot, wirft es mit leichter Mühe um und zieht den schwerfälligen Europäer mit sich in die Tiefe, während die behenden Schwarzen mit elegantem Kopfsprung und gewandten Schwimmstößen sich schnell dem Gefahrenbereich entzogen haben.

Ein solcher Fall ereignete sich einige Zeit nach meiner Rückkehr. Das Flusspferd packte, nachdem es das Boot umgestülpt, den Betreffenden am Kniegelenk, zog ihn zunächst herunter, verzichtete dann aber großmütig auf weitere Mitnahme; doch trug der kühne Jägermann einen Denktettel für Lebenszeit davon und brauchte auch für Spott nicht zu sorgen.

Man kann für Dickhäuter wie Raubtiere im allgemeinen den Grundsatz aufstellen, daß sie den Kampf mit dem Menschen, vor allem dem Europäer, so lange als möglich vermeiden und sich erst dazu entschließen, wenn sie krank geschossen sind, wenn sie sich selbst in Lebensgefahr glauben, oder wenn sie der Hunger dazu treibt. Löwen z. B., die zu alt und kraftlos geworden

sind, um Antilopen, Schweine usw. niederzuschlagen, bleibt nichts anderes übrig, als aus der Not eine Tugend zu machen und den Menschen anzugreifen. Und da ist natürlich das schwarze Fleisch am leichtesten erhältlich. Ich möchte noch bemerken, daß Flusspferde und Rhinocerosse zur Vernichtung ihres Feindes nicht etwa ihre gewaltigen Hauer oder das spitze Horn benutzen, sondern ihn einfach zertrampeln. Das gleiche Verfahren wendet der Elefant an.

Die Jagd auf Flusspferde ist nicht leicht, und wenn mir vor meiner Abreise aus Europa Kameraden sagten: „Na, an so einem Scheunentor können Sie doch nicht vorbeischießen“, so entspringt dieses Urteil einer leicht verzeihlichen Unkenntnis. Die Tiere halten sich bei Licht stets im Wasser auf — ich habe nur eines, das anscheinend infolge unsoliden Lebenswandels verschlafen hatte, auf dem Lande geschossen — und bieten daher nur ein geringes Ziel; ist der Schuß nicht tödlich, so verschwinden sie auf Nimmerwiedersehen.

Für den Tier- und Jagdfreund ist es ein großes Vergnügen, die Tiere in den kühlen Morgenstunden zu beobachten, wenn sie wie die Kinder im Wasser sich herumtummeln, in voller Fahrt aufeinander losstürmen, so daß bei dem Zusammenprall das Wasser hoch aufspritzt, und sie ihr, allerdings nicht übertrieben melodisches Gebrüll ertönen lassen.

Der Rowuma, dessen Flußbett während und nach der Regenzeit etwa 2 km breit ist, bildet während der

trockenen Zeit zahlreiche Sandbänke, und auf diesen sucht man sich an die Flußpferde heranzuschleichen. Gleich am ersten Tage war ich vom Glück begünstigt. Schon von ferne erkannte ich eine Herde von acht Stück, die sich in der schönen Sonne — es war 10 Uhr — anscheinend süßer Ruhe hingaben. Die Tiere standen bis zur Schulter im Wasser in der „Kolonne zu einem“, den Kopf auf dem Hinterteil des Vordermannes ruhend, ein eigenartiger Anblick. Ich schlich bis an die letzte Sandwelle heran und nahm den vordersten aufs Korn, indem ich auf das Blatt hielt.

In der wohlbegreiflichen Jagdaufregung hatte ich anscheinend nicht gut gezielt, denn kaum krachte der Schuß, so brach die ganze Gesellschaft mit gewaltigem Getöse nach dem tieferen Wasser fort und verschwand.

Ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, als ich plötzlich auf etwa 200 bis 300 m ein riesiges Flußpferd entdeckte, das prustend und brüllend auf meine Sandbank zuschwamm. Als es sich genügend genähert hatte, brachte es ein Schuß ins Auge zur Strecke. Wie sich nachher herausstellte, war dies das zuerst krank geschossene Tier, welches anscheinend aus Wut zurückkam, seinen Feind zu suchen.

Das geeignetste Jagdgewehr ist das M 88, als Pirschbüchse gearbeitet, dazu Patronen mit Bleispitze. Damit kann man alles schießen, vom Elefanten bis zur Antilope; es ist ein Universalgewehr. Für Schrotflinte hat man

nur wenig Verwendung: Tauben, Enten, Perlhühner
Eine Büchsflinte Kal. 11, in der ich die Militärpatrone
verwendete, wäre mir beinahe verderblich geworden.

Bei einer Fahrt über den Kiongafluß sah ich in der
Nähe einer kleinen Sandbank ein Flußpferd. Ich ließ
mich nebst einem Begleiter aussetzen, schoß und glaubte,
an der Art des Untertauchens zu erkennen, daß der Schuß
tödlich gewesen sei. Kurz darauf jedoch tauchte das
Flußpferd dicht vor der Sandbank auf. Ich hatte in-
zwischen geladen, wie ich aber anlege, entdecke ich im
letzten Augenblicke, daß an dem Büchslauf das Piston
abgesprungen ist. Ich hatte gerade noch Zeit, meinem
Begleiter sein Gewehr M 71 wegzunehmen und auf
wenige Schritte den Fangschuß zu geben.

Zu verwerten von dem Flußpferd sind eigentlich nur
die Zähne, die sich ausgezeichnet verarbeiten lassen, das
Fleisch wird selbst von den Eingeborenen nur bei Hungers-
not gegessen.

Zu den fesselndsten Jagden, aber auch anstrengendsten
und gefährlichsten, gehört die Nashornjagd. Auch hierzu
bot sich Gelegenheit in der Umgegend von Lindi, um
so mehr, als sich dort auch ein hervorragender Jäger
namens Musa befand, der bereits ungezählte Nashörner
und Rhinocerosse wie Leoparden und Löwen zur Strecke
gebracht hatte, alles nur mit einem Vorderlader. Als
Beispiel für seinen Mut und seine Geschicklichkeit er-
wähne ich, daß er einen krankgeschossenen und ihn an-

springenden Leoparden mit dem linken Arm, um den er schnell ein Tuch hatte schlingen können, auffing und mit der rechten Hand ihm das Messer in das Herz stieß.

Allein auf Nashornjagd zu gehen, ist für den Europäer zwecklos, da man in diesem Falle nur auf einen glücklichen Zufall angewiesen wäre. Verwendung von Hunden ist ausgeschlossen, da es drüben nur gewöhnliche Rötter gibt und aus Europa eingeführte Jagdhunde binnen kürzester Frist die Nase verlieren.

Musa dagegen war in der Verfolgung der Fährte geradezu bewundernswert. Wo ich auf hartem Boden nichts mehr von einer Spur entdecken konnte, ging er in lebhaftem Schritt vorwärts, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern oder zu stutzen.

In aller Frühe brachen wir auf, gingen nach einer Wasserstelle und suchten nach Fährten. Sobald Musa eine frische Spur entdeckt hatte, ging die Jagd los. Da das Nashorn sich bei Tage mit Vorliebe in dichtem Busch aufhält, war das Folgen zeitweise außerordentlich mühsam. Oft mußten wir eine Stunde und darüber auf Händen und Füßen unter dem Dornenbusch durchkriechen oder uns mit dem Buschmesser den Weg bahnen. Es war bei der großen Hitze äußerst anstrengend und erschöpfend.

Eine weitere Schwierigkeit ist, daß das Auge sich erst an die neue Umgebung gewöhnen muß. Wie wir an das erste Nashorn herankamen, vermochte ich auf etwa fünfzig Schritt in dem dichten Buschwerk nur eine

dunkle Masse mühsam zu erkennen. Zur hellen Verzweiflung meines Musa gelang es mir nicht, festzustellen, wo Vorder- und Hinterteil waren.

Das Nashorn ist dumm und nur auf seine allerdings sehr scharfe Witterung angewiesen. Jeder Versuch, sich anders als unter dem Winde anzupirschen, ist aussichtslos. Es ist auch trotz seiner plumpen Gestalt wendig und sehr schnell. Auf ein Tier kam ich in etwas lichterem Busch auf etwa 100 m zu Schuß. In demselben Augenblick, in dem der Schuß fiel, brach das Nashorn los und unmittelbar auf uns zu. Zwei Boys, die uns folgten, saßen im Augenblick auf den nächsten Bäumen, auch Musa, der wohl das Aussichtslose eines Schusses erkannte, suchte Deckung. Alles ging so schnell, daß ich kaum zum Bewußtsein der Gefahr kam. Erst im letzten Augenblicke rettete ich mich mit einem allerdings ziemlich großen Saze, nachdem ich noch einen nicht sehr sorgfältig gezielten Schuß abgegeben.

Das Nashorn brach zusammen, erhob sich aber sofort wieder und stürmte in rasendem Galopp weiter. Man konnte wirklich sagen *ventre à terre*. Wir folgten sofort. Die Spur war diesmal nicht schwer zu finden, alles, was im Weg stand, war kurz und klein getreten, Stämme von Armesdicke geknickt wie Weidenruten. Später war das Nashorn in Trab gefallen, und nun konnte man wirklich staunen über die Wendigkeit, mit der es trotz der Schnelligkeit den größten Hindernissen geschickt aus dem Wege ge-

gangen war. Nach einigen Stunden mußten wir die Verfolgung als aussichtslos aufgeben.

Etwa zwei Monate, bevor ich meinen Heimaturlaub antrat, traf ich in Dar es Salam ein. Da hier zufällig Überfluß an Offizieren herrschte, gestattete mir der Gouverneur, einen europäischen Kameraden auf einer Jagdreise nach Kisaki zu begleiten.

Dieser Abschluß meiner afrikanischen Tätigkeit bildet mir eine um so wertvollere Erinnerung, als die Reise nicht nur reich an Jagderfolgen war, und ich in mir fremde Gegenden kam, sondern besonders dadurch, daß uns in Kisaki Major von Wiffmann einholte und ich so die Ehre hatte, diesen großen Afrikaforscher und Afrikaner vier Wochen lang begleiten zu dürfen.

Der Verkehr mit Wiffmann war nicht nur höchst anregend durch Erzählungen früherer Erlebnisse, sondern auch lehrreich durch die vielen praktischen Ratschläge, die er uns gelegentlich mitteilte.

Auf dem Marsche war Wiffmann weit voraus, um zu jagen. Während der Mittagrast versammelten wir uns zu einem gemeinsamen Mahle, nachmittags wurde noch zwei Stunden marschiert, dann das Lager bezogen und auf die Jagd gegangen.

Während des Abendessens und nach demselben saßen wir — im ganzen vier Herren — gemütlich zusammen; meist nahm Major von Wiffmann das Wort und sprach über seine Reisen, z. B. wie er bei seiner ersten Durch-

querung von allem entblößt am Tanganika ankam, allein durch Kredit bei den Arabern die Mittel zur Weiterreise erhielt. Wie er nur von der Nahrung der Eingeborenen lebte, wie seine Kleider allmählich zerfielen und er statt der Sohlen sich schließlich Stücke von Fell mittelst Bast unter die Füße band. Damals war das Reisen in Afrika eben noch mit Schwierigkeiten verknüpft, von denen sich der heutige Afrikareisende wohl kaum mehr einen Begriff machen kann.

Ferner erzählte er von seinem Verkehr mit Mirambo, dem afrikanischen Napoleon, der noch heute in den Liedern der Waniamuesi gefeiert wird; von Tippu Tipp, dem größten arabischen Händler, dessen Handelsverbindungen quer durch Afrika reichten. Oder er schilderte Episoden aus der Zeit des Aufstandes und sprach über die Entwicklung der Kolonie und ihre Aussichten für die Zukunft. Es waren hochinteressante Stunden.

In unserer schnell lebenden Zeit haben wohl viele schon vergessen, daß, als Wissmann durch die energische Niederwerfung des Araberaufstandes sich seine Volkstümlichkeit erwarb, sein Ruhm als Afrikaforscher bereits festgegründet war, und sein Name unter den ersten genannt wurde. —

Unsere Karawane war bald zusammengestellt, und nach wenigen Tagen marschierten wir ab. Den Verlauf des Weges hatte ich genau festgelegt, ebenso mich nach den voraussichtlichen Wildgegenden erkundigt. Die ersten Tage

wurde lediglich marschiert, dann trafen wir vereinzelt Wild, bis wir schließlich die Steppe zwischen Megetafluß und Uugurubergen erreichten.

Der Marsch selbst bot nichts Bemerkenswerthes, denn wenn man längere Zeit herumgezogen ist, wiederholt sich natürlich das Aussehen der Gegend mehr oder weniger.

Die Steppe bildet nicht eine völlig glatte, übersichtliche Ebene, sondern ist zum Teil mit Gebüsch und lichtigem Wald bestanden und ab und an von flachen Erdwellen unterbrochen; sie bildet das Dorado des Wildes.

Zum ersten Male sah ich hier Wild in Herden zu 60, 80 bis zu 200 Stück. Es ist ein herrlicher Genuß, hier zu jagen. Giraffen fanden sich nur vereinzelt, dagegen in Herden Zebra, Gnu und die verschiedensten Arten von Antilopen sowie Raubtiere. Die Jagd ist sehr schwierig, da man fast ausnahmslos auf große Entfernungen schießen muß, meist über 100 m.

Das Wild ist scheu und sichert sehr gut. Man muß sich sehr geschickt anpirschen, um der Aufmerksamkeit des Leitbullens zu entgehen. Sobald er den Feind wittert, wirft er sich herum und jagt davon. Im donnernden Galopp stürmt die ganze Herde hinter ihm her, daß die Erde unter ihren Hufen dröhnt. Ist man vielleicht auch im ersten Augenblick ärgerlich, daß man nicht zum Schuß gekommen, so freut man sich doch über den imposanten Anblick und denkt: es laufen ja noch mehr Gnus herum, und nächstes Mal wird man geschickter sein.

In fliehende Herden oder Rudel zu feuern, hat keinen Zweck, meist wird man die Tiere nur krank schießen, denn was nicht im Feuer zusammenbricht, geht meist verloren. Eine besondere Art der Sicherung habe ich übrigens bei Swallaantilopen bemerkt. Ein Rudel war vor mir flüchtig geworden, machte aber nach einigen 100 m wieder Halt, und nun sah ich, wie einzelne Tiere etwa um das Vier- bis Fünffache ihrer eigenen Größe wie Gummibälle in die Höhe schnellten und in der Richtung nach mir äugten.

Die einzelnen Arten gehen teils gesondert, teils auch mit anderen zusammen. Ich habe Herden gefunden, in denen Gnus, Zebras und mehrere Antilopenarten gemischt waren. Unangenehm ist es, wenn in diesem Falle ein Zebrahengst die Sicherung übernommen hat, denn nichts entgeht seiner scharfen Aufmerksamkeit. Solch ein sichernder Hengst mit der getigerten Decke, dem schön aufgesetzten Hals, strotzend vor Kraft, jeder Nerv, jede Muskel gespannt, ist ein wunderbar fesselnder Anblick!

Wenn in der Regenzeit sich überall in Löchern und Senken Wasser befindet, verteilt sich das Wild überallhin in kleinen Rudeln von nur wenigen Stück. Sobald dann das Wasser austrocknet, sammeln sie sich wieder zu größeren Trupps und ziehen sich nach dem Rande der Steppe. Während der kühlen Stunden am Vor- und Nachmittag äßen sie, in der Mittagshize suchen sie gerne schattige Plätze auf, um sich niederzutun. Abends ziehen sie dann zur Tränke.

Natürlich darf man hierbei nicht an die phantastischen Bilder denken, wie sie Freiligrath bei seinen afritanischen Jagdliedern vorgeschwebt haben. Einige kleine Antilopenarten sollen gar nicht tränken, sondern sich mit dem Morgentau begnügen.

Raubtiere: Löwen und Leoparden gibt es wohl in der ganzen Kolonie, aber zum Schuß kommt man selten. Der König der Tiere macht seinem Namen wenig Ehre. Ich habe einen am Horizont verschwinden sehen, ein anderer ging während eines Nachtmarsches auf zwanzig Schritt vor mir auf und davon. Am häufigsten werden die Raubtiere noch in Fallen gefangen oder auf Treibjagd geschossen.

Wenn der Löwe in einem Busch gespürt ist, wird dieser umstellt. Die Leute treiben unter Geschrei und Klappern den Busch ab und so den Löwen auf den Schützen zu. Immerhin gehört ruhiges Blut zu dieser Jagd. Wie zahlreich die Raubtiere noch in der Kolonie sind, sieht man schon daraus, daß im Jahre 1908/09 für 437 Löwen und 1412 Leoparden Schußprämien gezahlt wurden. Dieser starke Abschluß erscheint auf den ersten Blick sehr erfreulich, hat aber doch auch seine Schattenseite; denn die Wildschweine haben derart überhandgenommen, daß die Felder oft weit und breit verwüstet sind und in manchen Bezirken die Gefahr einer Hungersnot droht.

Ein gleichfalls von Europäern selten erlegtes Wild

ist der Elefant; ich habe nur frische Spuren und Losung gesehen und weiß auch nur von zwei Elefanten, die während meiner Zeit von Europäern geschossen sind.

Die Eingeborenen sind uns hierin weit überlegen. Da die Jagd außergewöhnlichen Mut und Ausdauer erfordert, so sind es nur einzelne Leute, die sich diesem Beruf widmen; leicht findet man sie unter den anderen heraus, so sehr prägt sich im Gesicht und der ganzen Erscheinung ihre Eigenart aus.

Sobald solch ein Jäger hört, daß in seiner Nähe ein Elefant gespürt ist, rüstet er sich schnell, nimmt Gewehr, Pulverhorn und Blei und einige Hand voll Reis und folgt der Spur. Nachts rastet er, wo er gerade einen Platz findet und verfolgt oft tagelang. Wenn er endlich in die Nähe gekommen ist, schleicht er sich mit geradezu staunenswerter Geschicklichkeit an den nichts ahnenden Elefanten heran, um auf wenige Schritt den tödlichen Schuß anzubringen. Es ist Brauch, daß der der Erde zugekehrte Zahn dem betreffenden Häuptling gehört, der andere dem Schützen.

In unserem Schutzgebiet ist der Elefant fast nirgendwärts mehr Standwild, sondern wechselt über große Gebiete.



Allgemeine wirtschaftliche Lage.

Über die wirtschaftliche Lage unseres ostafrikanischen Schutzgebietes und seine Aussicht für die Zukunft will ich einige kurze zusammenfassende Angaben machen.

Im Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln können wir schließlich mit dem bisher Geschaffenen zufrieden sein. Was erreicht werden konnte, ist erreicht, dank der Aufopferung und Hingabe aller beteiligten Faktoren. Ist das Ergebnis bisher dennoch nur ein bescheidenes zu nennen, so liegt es nicht an der Unergiebigkeit der Kolonie, sondern an der Unzulänglichkeit der Mittel, mit denen wir lange Zeit gearbeitet, in erster Linie an dem Mangel einer weitsehenden Verkehrspolitik, einer Sparsamkeit am falschen Ort. Hoffentlich sind wir durch Schaden klug geworden!

Wenn wir in Südwestafrika rechtzeitig für das Geld, das später der Aufstand verschlungen hat, Eisenbahnen gebaut hätten, wäre der Aufstand entweder überhaupt nicht ausgebrochen oder aber mit geringerer Schwierigkeit und ohne solch gewaltige Entbehrungen für unsere Truppen bewältigt worden. Hätten wir in Ostafrika schon die Bahn Kilwa-Nyassa gehabt, wären wir gleichfalls von den letzten Unruhen sicher verschont geblieben.

Immerhin haben wir eine geordnete Verwaltung — vielleicht etwas zu geordnet —, die sich fast über das ganze Schutzgebiet erstreckt. Sklavenraub und Sklavenjagd sind unterbunden; die Wahehe, Wangoni, Mafiti usw., deren Kriegszüge der Schrecken der gesamten, friedlichen Bewohner waren, sind unterdrückt und sesshaft gemacht. Bei genügender Vermehrung der Schutztruppe werden Unruhen von größerer Bedeutung nicht wiederkehren, kleinere Unbotmäßigkeiten darf man nicht rechnen.

Deutsch-Ostafrika ist so erschlossen, daß Reisen dort aufgehört hat, eine Kunst zu sein. Geographisch, geologisch und ethnographisch ist es schon in sehr weitem Maße durchforscht. Wir besitzen ein Kartenmaterial, wie es keine andere Nation in so kurzer Zeit auch nur annähernd beschafft hat. Mit Bienenfleiß ist nach jeder Richtung hin gearbeitet worden.

Der Plantagenbau hat sich in den ihm vorläufig gezogenen Grenzen recht gut entwickelt. Das anfangs spröde Kapital hat allmählich eingesehen, daß sich in ostafrikanischen Plantagen sehr wohl Geld nutzbringend anlegen läßt.

Selbst der Handel, der noch 1902 sich ungefähr auf derselben Höhe hielt wie 1891, nämlich auf rund 14 Millionen Mark, ist 1903 auf 18, 1904 auf etwa 24, 1905 auf fast 29 und 1906 auf rund 36 Millionen Mark gestiegen. Ein erfreulicher Fortschritt. Daß er 1907 und 1908 auf diesem Stand geblieben, liegt an der ungünstigen Lage des

Weltmarktes, und weil die Eisenbahnen erst wesentlich weiter vorgedrungen sein müssen, um erneut durchgreifenden Einfluß auf die Gestaltung des Handels auszuüben.

Wie schon erwähnt, haben wir zur Hebung der Eingeborenen unendlich viel getan, doch war dies nicht der eigentliche Zweck unserer Kolonialpolitik. Unsere Kolonien sollen unserem Handel neue Absatzgebiete eröffnen und uns hinsichtlich der Kolonialerzeugnisse vom Ausland soweit als möglich unabhängig machen; das Geld, das Staat wie Private in die Kolonie hineinstecken, soll reichlich Zinsen tragen.

Kolonien können dem Mutterlande auf folgende Weise Nutzen bringen:

1. durch Plantagenwirtschaft,
2. durch Aufnahme überschüssiger Volkskräfte, die dadurch dem Volkstum erhalten bleiben,
3. durch Handel.

Ich will darzulegen versuchen, inwiefern Deutsch-Ostafrika diesen Anforderungen entspricht, und wieweit seine Entwicklung bis heute vorgeschritten ist.



Plantagen- und Eingeborenen- kulturen.

Deutsch-Ostafrika liegt zwischen dem 4. und 10. Grad südlicher Breite, also völlig innerhalb der Tropen. Von einer tropischen Kolonie erwartet man in erster Linie Ertrag aus Plantagenwirtschaft, und so wandte man sich auch in Deutsch-Ostafrika von vornherein der Kultur tropischer Pflanzen zu, um so mehr, als das nahe der Küste gelegene Usambaragebirge die günstigsten Bedingungen bot. Naturgemäß haben die Pflanzungen zuerst mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt.

Die Boden- und klimatischen Verhältnisse waren unbekannt, es mangelte an geeigneten Leitern, und so sind manche Fehler gemacht worden. Heute aber können wir sagen, daß wir über diese tastenden Versuche hinaus sind. Einesteils ist dies das Verdienst der draußen in der Kolonie stehenden Männer, sehr viel aber ist auch der Tätigkeit des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees zu danken, von dem ich mit Rücksicht auf seine große Bedeutung für die Kolonie eine kurze Charakteristik geben möchte.

Es wurde im Jahre 1896 begründet, um die wirtschaftliche Erschließung unserer Kolonien auf wissenschaftlicher Grundlage zu betreiben; an letzterer hatte es zu sehr gefehlt.

Es geschah dies durch wissenschaftliche Vorarbeiten in den Kolonien wie: Erkundung von Eisenbahnen, Erforschung der von diesen zu durchziehenden Gebieten, Förderung vorhandener und Einführung neuer Kulturen. Außerdem wurden zahlreiche Forschungsreisende in fremde Kolonien entsandt, um festzustellen, welche Kulturen etwa bei uns Aussicht auf Gedeihen hätten. Der Hauptgesichtspunkt ist stets: unsere Kolonien möglichst so weit zu fördern, daß sie in einem größeren Maße unsern Bedarf an Kolonialprodukten decken, andererseits unserer Industrie möglichst neuen Absatz in den Kolonien zu eröffnen, was z. B. hinsichtlich des Maschinenbaues bereits gelungen ist.

Für diese Zwecke sind 1896—1908 zwei Millionen Mark verausgabt worden. —

Das Hauptinteresse nahm anfangs die Kaffeekultur in Anspruch, doch sind die ursprünglichen Erwartungen, die man auf die Plantagen in Usambara setzte, nicht erfüllt worden. Die Bäume gediehen gut, aber der Ertrag des einzelnen Baumes war zu gering. Besseren Erfolg haben neuerdings Pflanzungen am Kilimandjaro; ebenso wächst am Viktoriassee ein brauchbarer Kaffee.

Immerhin ist die Ausfuhr von 531 000 Mark im Jahre 1906 auf 942 000 Mark im Jahre 1908 gestiegen.

Tabak ist gleich in der ersten Zeit im großen Stil von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft in Lewa angebaut worden, aber schon lange aufgegeben. Der Boden war zu üppig, die Blätter wurden strunkig und kohlten beim Brand. Dieser Mißerfolg entsprang eben der Unkenntnis der Erfordernisse, welche der Boden bei Tabakskultur erfüllen muß.

Versuche des Gouvernements bei Mohorro im Rufidjdelta nahmen denselben Ausgang.

Gleich dem Kaffee hat sich die Gegend um Moschi auch für Tabak geeignet erwiesen. Die vorläufig allerdings erst kleinen Anpflanzungen haben vortrefflichen Zigarettentabak geliefert.

Ferner sind noch Versuche mit Tee, Pfeffer, Kardamom, Vanille, Gerberakazie u. a. zu erwähnen.

Der rationelle Anbau der Kokosnuß, die seit Jahrhunderten von Arabern und Eingeborenen gepflanzt wird, konnte von vornherein als gesichert gelten. Man gewinnt aus der Nuß das Kopraöl und verwendet auch die Blätter, sowie die Fasern der Schale zu verschiedenen Zwecken.

Die Kultur ist sehr einfach und Versuche nicht mehr erforderlich. Fast das gesamte Küstengebiet ist brauchbar. Für europäische Bewirtschaftung ist der Anbau der Kokospalme zwar nur im Großbetrieb lohnend, doch kann man sie gut als Zwischenkultur zwischen Baumwolle und Agaven (Hanf) pflanzen. Immermehr haben auch die

Eingeborenen den Wert der Kokospalme erkannt und sich ihrer Kultur in gesteigertem Maße zugewendet, wie aus dem Anwachsen der Exportziffer zu sehen ist.

Zahlreiche Pflanzungen von Europäern sind noch nicht ertragsfähig. Daß die Ausfuhr, die bis 1907 ständig gestiegen war — 1344000 Mk. — 1908 etwas zurückgegangen ist, ist lediglich die Folge von Dürre und Trockenheit bei uns, während fremde Kolonien eine überaus reiche Ernte hatten. Diese Schwankungen werden sich stets wiederholen.

Ein Hauptausfuhrartikel ist von jeher Kautschuk gewesen, der bekanntlich aus dem Saft einer Liane gewonnen wird. Der Bedarf der Industrie an Gummi ist ein so bedeutender und noch stetig im Steigen begriffen, daß die Aussichten für Kautschuk außerordentlich glänzende sind und eine Überproduktion so gut wie ausgeschlossen ist.

Bis vor kurzem war man auf den Kautschuk angewiesen, den die Eingeborenen aus den wildwachsenden Lianen bereiteten. Da der Neger aber — was schließlich bei seiner Charakteranlage: „heut ist heut“ nicht zu verwundern ist — in sinnloser Weise Raubbau treibt, so wäre in absehbarer Zeit ein Nachlassen der Produktion zu erwarten gewesen. Denn, obwohl das Gouvernement bemüht ist, diesem Raubbau entgegenzutreten, so sind in Afrika Verordnungen doch sehr viel leichter gegeben als ausgeführt.

Seit einigen Jahren hat man sich daher der Plan-

tagenkultur zugewendet, und zwar mit vortrefflichen Erfolgen. Die ersten Versuche wurden gemacht auf der Gouvernementsplantage Livale — bekannt auch durch den Aufstand — und von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Lewa. Lewakautschuk brachte in Hamburg 7 Mark pro Kilogramm, während sich die Herstellungskosten nur etwa auf die Hälfte stellen. Seither sind eine Reihe neuer Plantagen entstanden und auch bereits ertragfähig geworden, so daß der Plantagenkautschuk bereits etwa $\frac{1}{3}$ des Gesamtertrages beträgt.

Von großer Bedeutung ist neuerdings die Hanfkultur.

Von den verschiedenen Hanfforten, mit denen man zunächst Versuche anstellte, hat sich der Sisalhanf am meisten bewährt, d. h. den besten Preis erzielt, so daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft sich auf ihren Pflanzungen Kikogwe und Buschirihof sehr bald zum Großbetriebe entschloß. Auf Grund der dort erzielten Erfolge sind dann größere Pflanzungen längs der Usambarabahn, in Wilhelmstal und Lindi neu angelegt.

Da diese Pflanze nur wenig Pflege bedarf und auch mit geringem Boden vorliebnimmt, so bietet ihre Kultur keine Schwierigkeiten; andererseits stehen für den Anbau nahezu unbeschränkte Gebiete zur Verfügung, sofern nur einigermaßen günstige Verkehrsverhältnisse vorhanden sind.

Es wurden 1908 bereits 4000 t erzeugt. Da der Gesamtbedarf Deutschlands 10000 t beträgt, werden wir

ihn in absehbarer Zeit durch Ostafrika decken können, müssen uns sogar rechtzeitig nach fremden Märkten umsehen.

Der Wert der Ausfuhr ist von 323000 Mark im Jahre 1903 auf gegen 3 Millionen Mark im Jahre 1908, also fast um das zehnfache gestiegen. —

Ursprünglich glaubte man — wie auch alle obigen Versuche zeigen — daß außer Mineral- und Kohlenfunden nur durch Plantagenbetrieb Nutzen aus den Kolonien zu ziehen wäre. Seit einigen Jahren aber ist man bestrebt, gewisse Kulturen nicht nur in Plantagen anzupflanzen, sondern auch zu Eingeborenenkulturen zu machen.

Die wichtigste Rolle in dieser Beziehung fällt der Kultur der Baumwolle zu.

Da wir im Durchschnitt für über 500 Millionen Mark Baumwolle jährlich einführen, ergibt es sich, von welcher Bedeutung gerade diese Kultur für uns ist. Da die in Ostindien erzeugte Baumwolle fast ganz im Lande selbst verbraucht wird, so sind wir neben der ägyptischen Ernte lediglich auf die Südstaaten von Nordamerika angewiesen und damit — wie wir erst in diesem Jahre gesehen — rettungslos der dortigen Spekulation preisgegeben. Ich erwähne, daß die dadurch hervorgerufenen Schwankungen bis zu 150 Millionen Mark betragen.

Durch diese Verhältnisse wurde das Kolonialwirtschaftliche Komitee veranlaßt, sich energisch der Einführung der Baumwollkultur in unseren Kolonien zuzuwenden. Es begann seine Versuche 1900 in Togo und

setzte sie 1902 in Deutschostafrika fort. Es ist hierbei von der Regierung, insbesondere vom Staatssekretär Dernburg, der die große Wichtigkeit dieser Frage erkannt hatte, mit allen Mitteln unterstützt.

Da die Baumwollfrage für alle übrigen Länder ebenso brennend ist, haben sich in England, Frankreich, Italien, Holland bald ähnliche Vereinigungen nach dem deutschen Muster gebildet.

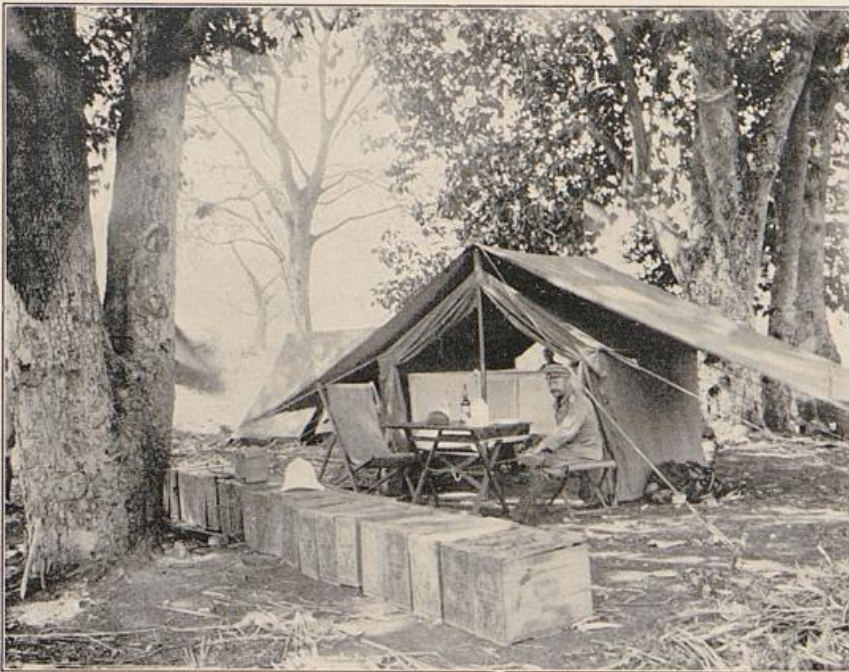
Man ging daran, den Baumwollbau gleichzeitig in Plantagen wie als Volkskultur zu betreiben. Das Kolonialwirtschaftliche Komitee richtete am Rufiji eine Pflanzschule und bei Sadani eine Plantage ein; in letzterer wurde der Boden erfolgreich mit einem Dampfpflug bearbeitet. Ebenso wurden Baumwollentkernungsmaschinen aufgestellt. Binnen kurzem entstanden eine Anzahl Plantagen mit z. T. bedeutendem Kapital, da es Erzellenz Dernburg gelungen war, die Hauptvertreter der Baumwollindustrie lebhaft zu interessieren.

Außerdem wird Baumwolle vielfach als Zwischenkultur gepflanzt.

An die Eingeborenen wurde Saat ausgegeben, Anweisung über die Kultur erteilt und ihnen gleichzeitig ein Preis von 8—10 Heller für das Pfund, je nach Beschaffenheit, garantiert, um ihnen einen bestimmten Gewinn zu sichern. Sie haben den Nutzen der Kultur wohl eingesehen und ihre Anpflanzungen machen im allgemeinen gute Fortschritte.



Vorratsshütte.



Marschlager.

Diese Bilder sind dem Langheld'schen Werke: „Zwanzig Jahre in Deutschen Kolonien“ entnommen. (Verlag von Wilhelm Weicher, Berlin.)

Des weiteren hat das Kolonialwirtschaftliche Komitee nur gegen Ersatz der Unkosten den Verkauf der ihm übergebenen Baumwolle in Deutschland übernommen.

Wir haben jetzt Pflanzungen entlang der Usambara-bahn bis Moschi; bei Sadani, im Rufijidelta, Kilwa, Lindi, Morogoro und am Viktoriassee. Zahlreiche Maschinen sind in Tätigkeit und bei Sadani, Lindi und Kilossa beginnt man Versuche mit künstlicher Bewässerung zu machen.

Wo mit soviel Eifer und Verständnis gearbeitet wird, kann der Erfolg nicht ausbleiben. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß selbst die Südstaaten von Nordamerika, die in der Kultur unserem heutigen Deutschostafrika weit voraus waren, zehn Jahre gebraucht haben, um sich in der Erzeugung von Baumwolle zu weltwirtschaftlicher Bedeutung emporzuschwingen. —

Diese Kulturen bilden gewissermassen den Übergang zu den Pflanzen, die lediglich durch Eingeborene gewonnen werden. Es sind dies: Reis, Mais, Sesam, Erdnuß, die aber auch schon heute für die Ausfuhr in Frage kommen, soweit sie an der Küste geerntet werden.

Leider beschränken sich die Neger nach wie vor darauf, das Feld mit der Hacke zu bearbeiten ohne Düngung, so daß sie stets die Felder wechseln müssen. Der Übergang zur Pflugkultur wäre daher sehr wünschenswert, doch scheitert ihre Einführung keineswegs nur an der Schwerfälligkeit der Eingeborenen, sondern vielfach ist sie infolge

des Vorkommens der Tsetsefliege unmöglich. Damit erledigt sich auch für den Neger die Frage der Düngung. —

Wie dieses Beispiel zeigt, muß man mit dem Urteil über unsere schwarzen Landsleute etwas vorsichtig sein, stets die ganz anderen wirtschaftlichen Verhältnisse in Betracht ziehen. Ein allgemein zusammenfassendes Urteil ist ein Unding. Es wird ein anderes sein über die Küstenbevölkerung und über die des Innern, über die einzelnen Stämme, ja selbst über die einzelnen Individuen.

Wenn der Neger nur so viel anbaut, wie er für Essen und Beschaffung von Kleidung braucht, dürfen wir ihn nicht ohne weiteres für faul halten. Ein Aufspeichern von Vorräten hat keinen Zweck, da sie ihm doch verderben würden, und verkaufen kann er meist auch nur wenig. Daß er von Hause aus nur wenig Bedürfnisse hat, kann man ihm kaum zum Vorwurf machen.

Mit einem Schlage ändert sich das Bild, wenn z. B. durch Bau einer Eisenbahn und Anlage von Plantagen erweiterte Absatzmöglichkeit geboten wird, wie wir es bei der Usambara- und Zentralbahn gesehen haben. Überall haben sich die Anbauflächen vergrößert und es werden vielfach wertvollere Pflanzen angebaut wie früher. Die Bedürfnisse wachsen, wie die Einfuhrziffern für Baumwollstoffe u. ä. zeigen, und an Stelle des Tauschhandels ist schon in weitem Umfange Geldverkehr getreten. Es vollzieht sich eben ein völliger wirtschaftlicher Umschwung und es scheint immer mehr, als ob der Neger

einen wesentlich regeren Erwerbs- und Geschäftssinn besitzt, als man früher annahm. Ein abschließendes Urteil ist aber vorläufig nicht möglich.

Der Neger ist zweifellos ein höchst wertvolles Aktivum unserer Kolonie, aber wir müssen uns vor Überschätzung hüten und damit verbunden vor falscher Behandlung. Der Neger darf nie vergessen, daß wir die Herren sind. Im übrigen bedarf er noch auf lange hinaus unserer Anleitung und Erziehung.

Hierfür bietet u. a. die Erhebung der Hüttensteuer ein vortreffliches Mittel.

Wir haben so Außerordentliches für die Beruhigung des Landes geleistet und die Aufrechterhaltung dieses Schutzes kostet dem Reich auch heute noch so viel Geld, daß die moralische Berechtigung zur Besteuerung der Neger wohl keinem Zweifel unterliegt.

Und im Prinzip findet der Neger das auch ganz recht und billig. Anders sieht ihm die Sache allerdings aus, wenn es an das Bezahlen geht. Da zeigt er sich ebensowenig freudig bewegt wie ein europäischer Staatsbürger und denkt: das Deutsche Reich hat ja stärkere Schultern, laß das ruhig die Lasten tragen.

Mag die Erhebung der Hüttensteuer auch einer der Gründe für den letzten Aufstand sein, so wäre dies keinesfalls ein Grund, die Steuer aufzuheben. Natürlich muß die Erhebung derselben in verständiger Weise und nur da geschehen, wo wir auch tatsächlich Regierungs-

gewalt ausüben. Es darf kein Wettbewerb zwischen den einzelnen Bezirkschefs entstehen, wer es am besten versteht, die Steuerschraube anzuziehen. Die betreffende Verordnung des Gouverneurs gibt jedenfalls keine Veranlassung dazu. Hier ist im Gegenteil für besondere Fälle die Erhebung dem Ermessen der Lokalbehörde überlassen.

Der Ertrag der Hüttensteuer gehört zu $\frac{1}{4}$ der Kommune, $\frac{3}{4}$ werden an das Gouvernement abgeführt, das nun, je nach Bedürfnis, den einzelnen Gemeinden Beträge zuweist. Der Ertrag der Hüttensteuer übertrifft bereits die Zolleinnahmen, und sie ist zweifellos noch steigerungs- und verbesserungsfähig, indem man z. B. den noch heute geltigen Satz von 4 Rupie für wohlhabende Gegenden entsprechend erhöht.

Der erzieherische Wert liegt nun darin, daß die Eingeborenen zunächst mehr anbauen müssen, als sie für ihren persönlichen Bedarf unbedingt nötig haben, ferner auch allmählich vorziehen, wertvollere Erzeugnisse zu pflanzen, von denen sie nur eine geringere Menge zur Station als Steuer zu tragen brauchen.



Besiedelung.

Schon seit Jahren wird in weiten kolonialen Kreisen die Besiedelung der ostafrikanischen Hochländer durch deutsche Bauern lebhaft erörtert.

An eine Massenauswanderung ist allerdings nicht zu denken, wohl aber an eine Besiedelung in beschränktem Maße. Dies erscheint auch völlig genügend, da wir bei den gewaltigen Ansprüchen der Industrie und dem Mangel an ländlichen Arbeitern im Osten gar keinen so großen Überschuss an Menschen mehr haben.

Aber es ist einerseits vom nationalen Standpunkt aus vorteilhafter, daß diejenigen, welche doch einmal die alte deutsche Wanderlust in die Ferne treibt, durch Ansiedlung in unsern Kolonien dem Deutschtum erhalten bleiben, andererseits bedeutet jeder deutsche Mann und vor allem jede deutsche Familie in einer tropischen Kolonie wie Deutschostafrika eine Stärkung unseres Ansehens und unserer Macht. Die Kolonie wird dadurch um so enger mit dem Mutterlande verknüpft und ein Bezirk mit starker weißer Bevölkerung ist kaum noch der Gefahr eines Aufstandes ausgesetzt.

Es kommen, wie oben erwähnt, nur die Hochländer

in Frage. Diese sind über 1200 m nach Geheimrat Koch fieberfrei, bieten also die Möglichkeit persönlicher Arbeit sowie langjährigen, ununterbrochenen Aufenthaltes.

Die Versuche auf den Versuchstationen in Usambara und Uhehe, sowie die Erfolge selbständiger Ansiedler haben gezeigt, daß fast sämtliche europäischen Getreide und Gemüse nicht nur gut fortkommen, sondern zum Teil weit höhere Erträge liefern wie daheim, und daß ebenso die Viehzucht guten Erfolg verspricht.

Nach unserer bisherigen Kenntnis des Landes kommen voraussichtlich folgende Gegenden in Frage: Usambara, Kilimandjaro, Meru, Iraku, Ulugurugebirge, Uhehe, die Hochländer am Nyassa, Urundi und Ruanda; letztere beiden allerdings nur, wenn es gelingt, die Schlafkrankheit zu bekämpfen.

Die Gesamtfläche bietet Raum für etwa 70—80 000 Menschen.

Aber die Besiedelungsfrage ist eng verknüpft mit der Verkehrsfrage. Die Erschließung einer Landschaft durch die Eisenbahn muß der Besiedelung unbedingt vorgehen, denn nur dann hat der Ansiedler die Möglichkeit, die Produkte, welche er über seinen eigenen Bedarf erzeugt, abzusetzen. Dahin muß aber jeder streben; denn nur so kann er mit dem verdienten Gelde seine Wirtschaft verbessern und vergrößern und allmählich zu Wohlstand gelangen.

Ein Beispiel für die Wichtigkeit der Verkehrsfrage: man speist in Dar es Salam Kartoffeln aus Nairobi —

500 km vom Hafen Mombassa — während Ansiedler in Usambara ihre Kartoffeln verfaulen lassen müssen, weil ihre Farmen zu weit von der Bahn entfernt sind.

Aber ebenso wie in Südwestafrika ist auch hier ein Anlagekapital von 10000 Mark notwendig; denn bis zur ersten Ernte muß der Ansiedler Verpflegung kaufen, Arbeiter besolden, Vieh und Geräte anschaffen, wenn ihn auch hierbei das Gouvernement unterstützen wird.

Wünschenswert und mehr Erfolg versprechend ist eine Ansiedlung mit größeren Mitteln, etwa 50—100000 Mk., da dann der Betreffende sich mehreren Kulturen zuwenden kann und Fehlschläge sich dadurch oft ausgleichen, und bei bedeutenderen Varmitteln auch an sich eher überwunden werden können.

Das wichtigste allerdings ist, daß der Ansiedler ein tüchtiger, praktischer Mann ist, der seine Sache versteht, sich nur auf sich selbst verläßt und auch keine Scheu hat, einmal selbst mit Hand anzulegen.

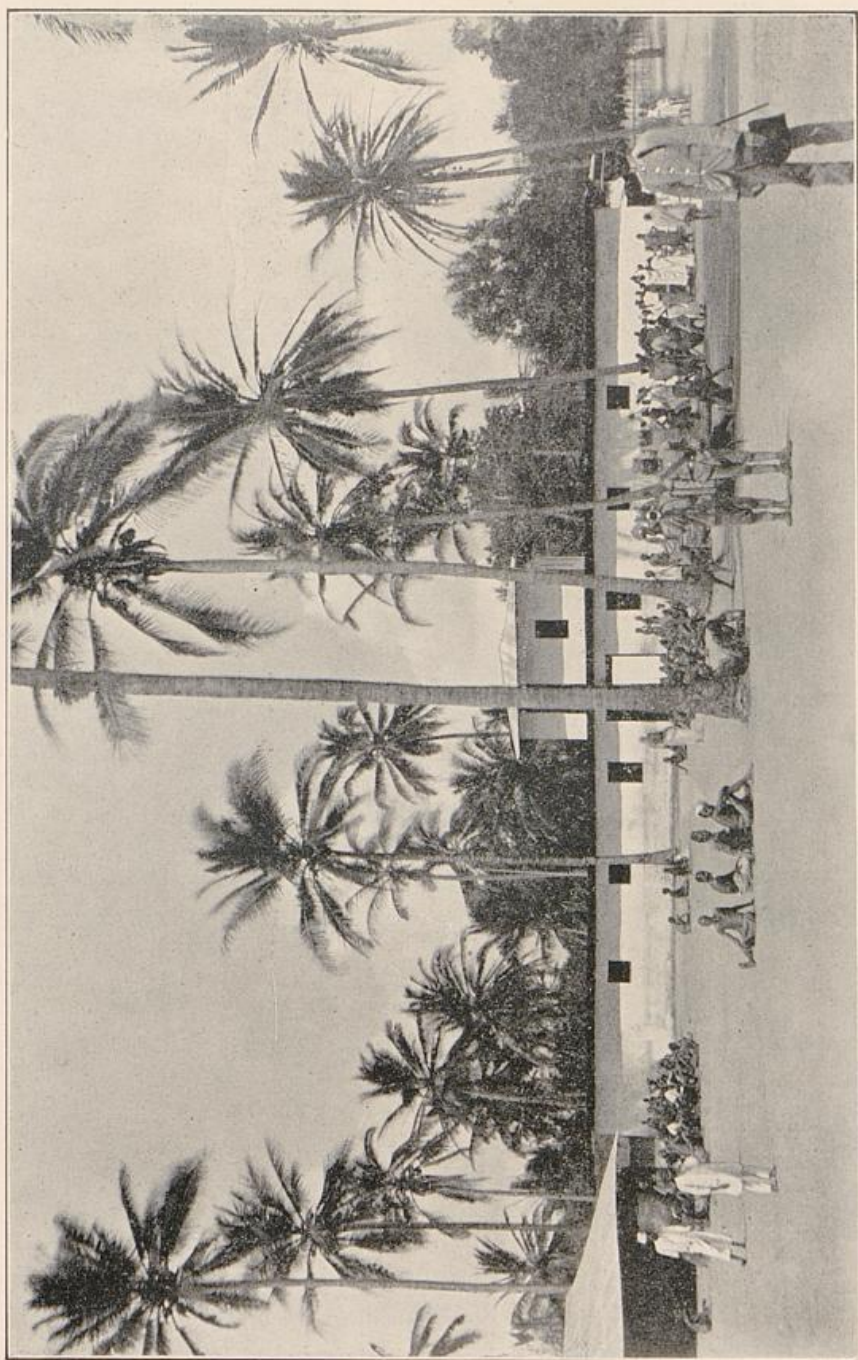
Am geeignetsten sind naturgemäß Landwirte, denen aber auch zu empfehlen ist, daß sie sich in Theorie und Praxis mit den doch zum Teil anders gearteten Bedingungen der tropischen Landwirtschaft vertraut machen.

Das Land ist außer in den Küstengebieten, wo größere Gebiete der Deutschostafrikanischen Gesellschaft sowie der Deutschostafrikanischen Eisenbahngesellschaft gehören, vom Gouvernement zu erwerben. Von Eingeborenen darf Land auch nur mit Genehmigung des letzteren gekauft werden.

In sehr verständiger Weise ist der Bodenspekulation vorgebeugt, indem das Kronland zunächst nicht verkauft, sondern nur verpachtet wird. Der Ansiedler muß jährlich $\frac{1}{10}$ in Kultur nehmen bzw. als Weideland benutzen, andernfalls kann ihm die Pacht gekündigt werden. Die Berechtigung zum Kauf tritt erst ein, wenn die Hälfte des Landes sich in Kultur oder Benutzung als Weideland usw. befindet.

In Usambara, Kilimandjaro, Ulugurugebirge ist nur noch wenig Raum. Es ist also dringend zu wünschen, daß Uhehe und die Nyassaländer möglichst bald erschlossen werden.





Karawanferei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Bagamoyo.



Karawanserei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Bagamoyo.

Handel.

Was die Handelsverhältnisse anbelangt, so ist nach zwei Richtungen immerhin ein Fortschritt zu verzeichnen.

Zunächst hat der Anteil des Deutschen Reiches an dem Handel Deutsch-Ostafrikas ständig zugenommen, während derjenige Sansibars in gleicher Weise zurückgegangen ist, — andere Länder kommen nur wenig in Betracht.

Noch im Jahre 1901 betrug unser Anteil nur 24 Prozent, derjenige Sansibars 65 Prozent; bis zum Jahre 1904 dagegen hatten sich die Verhältnisse derart verschoben, daß die Anteile fast gleich waren: 42 bzw. 44 Prozent, und 1908 betrug sie: 52 bzw. 18 Prozent.

Dieser Erfolg hat allerdings nur begrenzt mit der Vormachtstellung Sansibars als Stapelplatz für das gesamte Ostafrika zu tun; die ist auch heute noch bedeutend, obwohl im Rückgang. Ich komme auf diesen Punkt später zurück.

Sansibar ist eben von altersher der natürliche Vermittler des Handels nach Indien, und der Handelsverkehr Deutsch-Ostafrikas wiederum geht zum großen Teil nach Bombay.

Bei der Geringfügigkeit der bisher aufgewendeten Mittel müssen wir aber mit diesem Resultat schon zu-

frieden sein. Bezeichnend für die augenblickliche Lage ist es, daß nicht nur die großen Indefirmen, sondern auch viele deutsche Häuser ihren Sitz in Sansibar haben und in Dar es Salam sich nur durch Agenturen vertreten lassen.

Ein anderer Fortschritt ist darin zu erblicken, daß, wie schon oben bemerkt, der Handel eine steigende Tendenz zeigt, während der Umsatz von der Besitzergreifung ab bis zum Jahre 1902 fast völlig unverändert geblieben war. Aber was wollen schließlich 36 Millionen Mark Umsatz bei einer so großen Kolonie besagen!*) Die Steigerung ist, abgesehen von der überraschenden Entwicklung des Bezirks Muanza am Viktoriassee seit Eröffnung der Ugandabahn, zum Teil wohl auch darauf zurückzuführen, daß auf andauernde Dürre und Heuschreckenplage endlich normale Jahre gefolgt sind.

Es ist unbedingt erforderlich, daß wir das Innere mehr als bisher erschließen, um so dem Handel neue Absatzgebiete und Absatzquellen zu eröffnen. Durch eine Verbilligung des Transportes müssen schon vorhandene Produkte marktfähig und die Anlage neuer Kulturen ermöglicht werden. Damit werden wir aber gleichzeitig den Handel, der schon in bedenklicher Weise beginnt, in die Nachbarländer abzufließen, in unserer Kolonie fest-

*) Wie während der Drucklegung bekannt gegeben, ist im Jahre 1909 der Gesamthandel auf 47 Millionen Mark gestiegen, hat sich mithin gegen das letzte Jahr um fast $\frac{1}{3}$ vermehrt; hauptsächlich infolge Verdoppelung (!) der Ausfuhr von Rautschuk, Baumwolle und Häuten.

halten. Das kann jedoch nur geschehen durch energischen Ausbau von

Eisenbahnen.

Die Wege, wie sie von den Stationen fast überall mit Hilfe der Schutztruppe und der Eingeborenen angelegt werden, machen das Reisen bequemer, können aber zur Änderung der Handelsverhältnisse nichts beitragen. Herstellung und Unterhaltung einer großen Fahrstraße, wie z. B. die von Dar es Salam bis Pugu würde aber Millionen erfordern, und ihr Nutzen stände außer Verhältnis zu den Kosten. Dazu kommt, daß alle bisherigen Versuche des Wagentransportes mehr oder weniger mißglückt sind.

Ebenso ist von dem Verkehr mit Lastautomobilen kein durchgreifender Erfolg zu erwarten, da auch sie die Anlage von fahrbaren Straßen erfordern; höchstens für den Zubringerverkehr können sie in Frage kommen.

Der Eisenbahnbau ist die Grundlage jeder praktischen Kolonialpolitik; ohne Eisenbahnen ist Großes nicht zu erreichen. Dieselben Gründe, aus denen in der Heimat Ausbau des Verkehrsnetzes gefordert wird, gelten ebenso für die Kolonien: Anschluß der entlegenen Bezirke an den Welthandel, damit ihre Erzeugnisse marktfähig werden.

Und erfreulicherweise ist diese Erkenntnis heute endlich in weiteste Kreise des Volkes gedrungen, nicht zum wenigsten dank der Aufklärungsarbeit des Staatssekretärs Dernburg. Während seiner 3 $\frac{1}{2}$ jährigen Amtstätigkeit

sind insgesamt 265 Millionen Mark für Eisenbahnbauten bewilligt worden.

Die Grundlage lieferten in erster Linie die Ergebnisse der Ugandabahn, dann aber auch die Erfahrungen, die wir an den kurzen Strecken der Usambara- und Morogobahn machten.

Tanga ist aus einem Dorf zur Stadt geworden, und im Anschluß an die Bahn sind eine Menge Ansiedelungen von Europäern wie Eingeborenen entstanden. Zahlreiche Erzeugnisse aus dem Inneren, die bis dahin durch den Trägerlohn zu sehr verteuert wurden, können jetzt zur Küste gebracht werden.

Es ist bisher genehmigt der Bau der Bahn Dar es Salam—Tabora und Tanga—Moschi; geplant die Verlängerung der ersteren bis Abjidji, der letzteren über Uruscha zum Viktoriassee. Daß wir damit in Wettbewerb mit der Ugandabahn treten, braucht uns nicht zu kümmern. Jeder ist sich selbst der nächste.

Ich halte es aber nicht für richtig, wenn wir bis zur Fertigstellung dieser beiden Strecken auf jeden weiteren Bahnbau verzichten. Das wäre wieder eine falsche Sparsamkeit, denn wir verzögerten damit die Entwicklung der Kolonie und hindern durch eigene Schuld das Wachsen ihrer Einnahmen. Es ist durchaus angängig, mehrere Bahnlinien zu gleicher Zeit zu bauen, da jede ein gesondertes Gebiet erschließen soll und auch die Beschaffung der Mittel keine Schwierigkeit macht.

Wenn wir unsere kolonialen Budgets in der Art der englischen aufstellen, d. h. die Kosten für Aufrechterhaltung der Hoheitsrechte auf den Etat des Mutterlandes übernehmen, so bringt Deutsch-Ostafrika heute bereits einen Überschuß, vermag also Zinsendienst und Schuldentilgung einer kolonialen Anleihe bereits zu tragen. Und wir wissen, daß jede zweckmäßig gewählte Bahnlinie bisher stets nach kurzer Zeit Überschüsse gebracht hat. Ich bemerke dabei, daß die Ugandabahn auf zwei Drittel des Weges durch fast menschenleeres Gebiet läuft.

Außerdem müssen wir bei einer Bahn nicht nur die unmittelbare, sondern auch die mittelbare Rentabilität in Betracht ziehen, die sich in Steigerung der Ein- und Ausfuhr und damit Wachsen der Zolleinnahmen ausdrückt. Es ist also ein sicheres Geschäft für die Kolonie. Der Bau wie später der Betrieb der Bahn kann trotzdem unter Bedingungen, die der Verwaltung Einfluß auf den Tarif sichern, an private Unternehmungen verpachtet werden. Diese Form der Unternehmung hat sich bisher am zweckmäßigsten erwiesen und ist durch Staatssekretär Dernburg auch bei den beiden bisherigen Bahnen durchgeführt.

Es ist nun meiner Ansicht nach unbedingt nötig, daß wir möglichst bald von Kilossa eine Zweigbahn nach Iringa bauen, um Uhehe siedlungsfähig zu machen, gleichzeitig aber auch endlich etwas für den bisher stets stiefmütterlich behandelten Süden tun durch Bau einer Bahn

zum Nyassa, die sog. Südbahn. Ich möchte auf letztere kurz eingehen.

In dankenswerter Weise hat das Kolonialwirtschaftliche Komitee sich auch mit dieser wichtigen Frage beschäftigt und unter zwei erfahrenen Afrikanern, den Herren Fuchs und Booth, eine Kommission ausgesandt, die sowohl die voraussichtlich günstigste Trasse als auch die Entwicklungsfähigkeit des Landes feststellen sollte. Auf ihrem vortrefflichen Bericht beruhen zum Teil die folgenden Angaben.

Was den ersten Punkt anbelangt, so sind auf dem weitaus größten Teil der 670 km langen Strecke Schwierigkeiten überhaupt nicht zu überwinden, da das Gelände langsam zu den Nyassabergen ansteigt. Der Abstieg zum See würde allerdings teilweise besondere Kunstbauten erfordern. Eine Verbilligung und Erleichterung der Arbeit liegt ferner darin, daß ein beträchtlicher Teil des Weges von Kilwa wie Songea aus bereits als Fahrstraße hergerichtet ist.

Die Entwicklung des Landes ist nach den sehr sorgfältigen Untersuchungen und Berechnungen der Kommission entschieden eine gute zu nennen; eine Einzelbeschreibung würde mich zu weit führen. Hauptartikel wären: Kautschuk, Baumwolle, Erdnuß und Reis, die den Transport auch über noch größere Entfernungen vertragen, und selbst die Gewinnngrenze der gewöhnlichen Eingeborenenkulturen: Mtama usw. geht noch bis weit in das Innere.

Kohlen sind in abbauwürdiger Menge nordwestlich des Nyassa gefunden worden. Dem Umstande, daß sie nur von mittlerer Beschaffenheit sind, stehen die geringen Unkosten der Förderung gegenüber, und es ist leicht möglich, daß in größerer Tiefe auch die Güte der Kohle zunimmt.

Diese Bahn würde nicht nur den Süden Deutsch-ostafrikas erschließen, sondern auch den Handel der Nyassaländer bis weit in das englische und portugiesische Gebiet hinein an sich ziehen. So würde sich hier dasselbe Spiel wiederholen wie im Norden, aber zu unsern Gunsten, d. h. fremde Kolonien würden dazu beitragen, unsere Bahn ertragfähig zu machen.

Aber Eile tut not! Denn wir laufen sonst Gefahr, daß die englische Shirebahn, welche vom Fort Johnston am Nyassa ausgeht, nach Quelemanne verlängert wird.

Die Kosten der Südbahn würden sich auf etwa 57 Millionen Mark stellen, den Kilometer einschließlich rollendes Material und Anlagen zu 85000 Mark gerechnet.

Wenn diese Bahnlinien ausgeführt sind und der Hafen von Dar es Salam so ausgebaut ist, daß er allen Anforderungen eines modernen Handelshafens genügt: Anlage eines Docks, welches der durchschnittlichen Größe der an der ostafrikanischen Küste verkehrenden Schiffe wirklich entspricht, Errichtung eines umfangreichen Kohlenlagers, Vervollkommnung aller für das Laden oder Löschen der Schiffe erforderlichen Einrichtungen und, wenn möglich, Erweiterung des Hafens durch Ausbaggerung,

dann können wir ernstlich daran denken, Sansibar seinen Sonnenplatz streitig zu machen, seinen Handel allmählich lahmzulegen und zu uns herüberzuziehen. Die Ansätze dazu sind schon erkennbar.

Bekanntlich ist es schwer, den Handel aus altgewohnten Bahnen zu lenken, es gelingt aber doch, wenn die Vorteile des neuen Platzes sehr schwer wiegen, und das wäre hier zweifellos der Fall. Dar es Salam ist das Ideal eines Hafens, vor jedem Winde geschützt, während Sansibar nur eine gänzlich offene Rhede hat.

Von wesentlicher Bedeutung ist ferner, daß seit Eröffnung der Ugandabahn das Interesse der Engländer an Sansibar sich sehr verringert hat, ja, daß sie es zugunsten von Mombassa geradezu vernachlässigen.

Noch einige allgemeine Bemerkungen:

Die Erfahrungen der Ugandabahn und auch der Usambarabahn haben gezeigt, daß die bisherigen Berechnungen der Gewinn Grenzen zu kurz bemessen waren. Auch der Transport der einfacheren Kulturen auf weite Entfernungen darf danach weit mehr in Rechnung gezogen werden, wie bisher angenommen.

Ich möchte ferner darauf hinweisen, daß man etwa sechs Millionen jährlich für Ausrüstung und Karawanen rechnet, wovon ein bedeutender Prozentsatz auf Rechnung des Reiches kommt, der dann zum Teil gespart wird, und daß 100 000 Menschen jährlich für den Güteraustausch in Bewegung gesetzt werden, deren Kräfte für andere Aufgaben frei würden.

Mit Sicherheit ist darauf zu rechnen, daß in den nächsten Jahrzehnten die Bevölkerung schnell zunehmen wird, da einerseits die ununterbrochenen Kriege und Sklavenjagden aufgehört haben, andererseits dem bisher weit verbreiteten Kindermord energisch gesteuert wird.

Auch werden diese neuen Verkehrswege nicht nur der Ein- und Ausfuhr zugute kommen, sondern auch dem Güteraustausch innerhalb der Kolonie. Es wird z. B. eine Unterstützung der von Hungersnot heimgesuchten Gegenden ermöglicht sein, während die Hunderttausende, die wir gelegentlich der durch die letzten Mißernten hervorgerufenen Hungersnot geopfert haben, so gut wie nichts genutzt haben. —

Wie man Eisenbahnpolitik treiben muß, das können wir, wie so manches in kolonialen Dingen, von unseren Vettern jenseits des Kanals lernen.

Wenn von den Kolonialkreisen dringend der Bau von Eisenbahnen gefordert und dabei auf das Vorgehen unserer Nachbarn in Britisch-Ostafrika hingewiesen wurde, erwiderten die Gegner stets: „Das ist ganz etwas anderes, England baut die Bahn aus politischen Gründen zur Unterstützung seiner Herrschaft im Sudan.“

Zugegeben, daß dies der Hauptgrund war, denn anders ist die Schnelligkeit ihres Vorgehens, welche durch Verwendung indischer Arbeiter den Bau fast um die Hälfte verteuerte, nicht zu erklären. Dann aber haben sie es ausgezeichnet verstanden, die Bahn auch kaufmännisch zu verwerten.

Trotz der enormen Anlagekosten — 120 000 Mark für 1 km — wurden die Betriebskosten nach zweijährigem Bestehen — 1904 — bereits gedeckt und, nach der bisherigen Entwicklung zu schließen, wird auch bald eine Verzinsung des Anlagekapitals eintreten.

Die Dampfer, welche die Engländer im Anschluß an die Bahn auf dem Viktoriafee im Betrieb haben, bringen sogar bereits eine Rente von 5 Prozent.

Sobald die Bahn fertig war, versuchten die Engländer mit allen Mitteln, den Verkehr zu heben: zunächst durch eine sachgemäße Tarifpolitik, dann durch weitgehendste Erleichterungen: wie Anlage von Piers, Verteilung von Leichtern, auch an die deutschen Stationen u. a. Die Verwaltung hat sogar letzteren wiederholt den Bau von Zoll- und Lagerhäusern sowie von Piers, ja sogar die Anlage einer Straße von Tabora nach Muansa angeboten! Und das alles wohl nicht aus reiner, herzlicher Liebe zu uns. Es geht eben ein großer Zug durch die ganze Art der Verwaltung.

Der Bezirk Muansa hat demzufolge einen ganz ungeahnten Aufschwung genommen. Der Wert des Warenverkehrs betrug im Jahre 1903 etwa 679 000 Mark, 1906 und 1907 rund 6 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark. Daß er 1908 auf etwas über 4 Millionen Mark gesunken, ist zum großen Teil eine Folge der amerikanischen Wirtschaftskrisis.

Dabei sind es nur einfache, landwirtschaftliche Produkte, die zur Ausfuhr gelangen: wie Ziegenfelle, Ochsenhäute,

Erdnüsse, Reis, Sesam, Baumwolle — (von letzterer wohl zunächst nur wenig) und lebendes Vieh.

Diese außerordentliche Entwicklung des Bezirks Muansa liefert den zuverlässigsten Beweis, wie ein Gebiet durch eine Eisenbahn erschlossen werden kann, selbst wenn sein Boden nicht einmal wertvolle Plantagenprodukte hervorbringt.

Deutschostafrika ist ein Land von vorläufig unberechenbaren Entwicklungsmöglichkeiten. Die frühere Annahme, daß nur $\frac{2}{5}$ brauchbar, das übrige sterile Steppe, hat sich bereits als falsch erwiesen.

Ein wirklich abschließendes Urteil ist erst möglich, wenn jeder Quadratkilometer Landes von bergbaulichen und landwirtschaftlichen Sachverständigen durchforscht ist; auch eine Überraschung durch Entdeckung reicher Goldlager ist keineswegs ausgeschlossen, geologische Gründe sprechen eher dafür als dagegen. Aber auch von diesem Glücksfall abgesehen, können wir getrost in die Zukunft blicken.

Volkskulturen und Plantagenbau sind in blühendem Aufschwung, eine energische Besiedelung kann hoffentlich bald folgen. Allerdings, reife Früchte fallen uns nicht in den Schoß, es bedarf weiter hingebender, opferfreudiger Arbeit. —



Erzieherische Bedeutung der Kolonien.

Als wir in der Mitte der achtziger Jahre anfangen, von der Theorie zur Praxis überzugehen und die afrikanischen Kolonien erwerben, da war für viele Afrika wirklich im weitesten Sinne der „dunkle Erdteil“. Man sang voller Begeisterung: „Nach Afrika, nach Kamerun, nach Angra-Pequena“, was das aber wäre, darüber zerbrach man sich nicht weiter den Kopf. Ein eingehenderes Interesse wandte man zuerst Deutsch-Ostafrika zu, als die Zeitungen erfüllt waren von Nachrichten über die glänzenden Waffentaten Wissmanns bei Niederwerfung des Araberaufstandes, und diese mit der gleichen Spannung erwartet wurden wie etwa s. Z. die Depeschen aus dem russisch-japanischen Kriege.

Mit welcher Bewunderung sah man die ersten Afrikaner heimkehren! Und nicht nur in den Augen romantisch veranlagter junger Damen umgab die Betreffenden ein gewisser Nimbus. Die einfache Tatsache, daß Herr X. in Afrika gewesen war, genügte, um ihn zum Helden zu machen. Das war vor achtzehn Jahren.

Inzwischen ist die Kenntnis unserer Kolonien bedeutend

gewachsen, und wer heute aus Afrika heimkehrt, muß schon eine gehörige Menge Jagd- und Kriegsgeschichten erzählen, ehe er die aufrichtige Bewunderung seines Stammteses erringt. Wir haben eben doch begonnen, Weltbürger zu werden.

Einen weiteren Fortschritt bedeutet die Erwerbung von Kiautschou. Was wußten wohl die meisten von China? Nicht viel mehr, als daß es im Osten Asiens liegt, die Hauptstadt Peking heißt und auch die Männer wirkliche Zöpfe tragen.

Seither sind die 20 000 Mann des China-Expeditionskorps in ihre Heimat: nach Schlesien, nach Ostpreußen, nach dem Elsaß, nach Bayern oder, wo sie sonst her waren, zurückgekehrt und haben erzählt: von der Pracht und Herrlichkeit der Tropenwelt, den fremden Ländern, Städten und Völkern, von ihrem Leben und ihren Sitten und geschildert, wie zahlreich und angesehen unsere Landsleute im fernen Osten sind und welcher hohen Achtung sich der deutsche Name da draußen erfreut. Dem Bauer im weltentlegenen Tale des Schwarzwaldes, dem Eigenkätner an der russischen Grenze, ihnen sind die Namen Suez, Aden, Singapore, Kanton, Taku kein leerer Schall mehr, sondern sie vermögen sich nach den Schilderungen ihrer Freunde und Verwandten ein anschauliches Bild davon zu machen; sie wissen, daß in all diesen Ländern wichtige deutsche Interessen zu vertreten sind.

Dann brach der große Aufstand in Deutsch-Südwest-

afrika aus. Tausende deutscher Soldaten gingen zur Ehre des deutschen Namens über das Weltmeer. Viele von ihnen deckt die afrikanische Erde, viele aber sind auch dort geblieben und haben sich in der Kolonie eine neue Heimat gegründet. Ein unlösbares Band verknüpft diese einst so mißachtete und verkannte „Sandbüchse“ mit dem deutschen Vaterland.

In immer weitere Kreise ist die Erkenntnis gedrungen, daß für uns die Welt nicht an der russischen und französischen Grenze zu Ende ist, sondern daß wir teilnehmen müssen am Weltverkehr. Und auf dem Wege zu dieser Erkenntnis hat die Kolonialpolitik, der Erwerb und Besitz unserer Kolonien, die erste Etappe gebildet.

In unserer rastlos arbeitenden, vorwärts drängenden Zeit bedarf es der Anspannung aller Kräfte, um sich auf der Höhe zu halten. Der Staat, der sich abschließt, bleibt zurück und verkümmert. Deutschland ist heute keine reine Kontinentalmacht mehr, wenn wir die Wurzeln unserer Kraft auch stets innerhalb der schwarz-weiß-roten Pfähle zu suchen haben werden. Das kaiserliche Wort: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser,“ kennzeichnet mit klassischer Kürze unsere politische Lage. Nur der natürlichen Entwicklung folgend, hat der Kaiser unsere Politik in neue Bahnen geleitet. Auf die Dauer Erfolg haben kann diese Weltpolitik aber nur, wenn sie getragen wird von dem Verständnis und der einmütigen Zustimmung des ganzen Volkes. Und dazu, glaube ich, sind wir auf rechtem Wege!





Wertvolle Kolonialliteratur

für

Volks- und Schul-Bibliotheken,

◦ für Kolonialfreunde ◦

und die reifere Jugend

aus dem Verlage von

Wilhelm Weicher, Berlin W.30

Haberlandstraße 4.



❖ ❖ 20 Jahre in ❖ ❖

deutschen Kolonien

von Major Wilhelm Langheld

431 Seiten mit 180 Abbildungen

❖ ❖ und 2 Karten ❖ ❖

Preis: geh. Mark 9.—, vornehm geb. Mark 10.—

Es ist von hohem Interesse, an der Hand dieses Buches sich zurückzuversetzen in die Anfänge der deutschen Kolonialpolitik und einen Rückblick zu tun auf die Entwicklung unserer beiden Kolonien Deutsch-Ostafrika und Kamerun. Mit 22 Jahren schloß sich Wilhelm Langheld, von jugendlichem Tatendrang beseelt, der Expedition Hermann von Wissmanns zur Niederwerfung des Uraber-Aufstandes an. Auf $1\frac{1}{2}$ Jahr lautete seine Verpflichtung — und 20 Jahre sind daraus geworden. Afrika hatte es ihm angetan. Was er vom ersten Tage seiner kolonialen Tätigkeit bis zu seinem Ausscheiden als Major aus dem Reichsdienste erlebte, welche Fülle von Eindrücken und Erfahrungen er sammelte, welche Leiden und Gefahren ihm nicht erspart blieben, das alles schildert der Verfasser schlicht, aber lebensvoll und fesselnd. Von besonderem Interesse sind seine Begegnungen mit Stanley und Peters, sein Zug mit Emin Pascha nach Tabora, seine vielseitige Tätigkeit am Viktoriassee und später sein Wirken in

Kamerun. Alle seine Kriegszüge werden geschildert, und es berührt sehr wohlthuend, wie anerkennend Major Langheld stets die Tüchtigkeit seiner Begleiter und Untergebenen hervorhebt, das eigene Verdienst aber stets hintanstellt. Der Leser erhält hier einen intimen Einblick in das tägliche Leben in unseren Kolonien mit all seinen großen und kleinen Gebrechen, aber auch mit all seinem Reiz und seinen grandiosen Eindrücken. Auch der Jagd auf afrikanisches Wild wird gedacht, und reizvolle Jagdschilderungen werden eingeflochten. Ein große Zahl trefflicher Bilder und zwei vorzügliche Karten tragen zum Verständnis des Textes bei. So stellt das Langheld'sche Buch eine wertvolle Bereicherung unserer Kolonialliteratur dar, die von allen kolonialen Kreisen aufs freudigste begrüßt werden wird. In seiner ganzen Anlage eignet sich das gediegene Werk aber auch trefflich für unsere reifere Jugend.



Einige Urteile über das Langheld'sche Buch:

Der bekannte Afrikaforscher, Prof. Hans Meyer, schreibt: „Wir folgen Langheld bewundernd durch seine 20 jährige koloniale Tätigkeit als Soldat im Krieg, als Begleiter Emin Paschas, als Erbauer der Station Buloba, als Organisator, Politiker, Diplomat, Forscher und Jäger, als Stationschef von Sabora und Mpapua, dann in Kamerun als Bezirkshauptmann in Odeia und Resident in Adamaua und Bornu: eine ungeheure Fülle von Eindrücken und Erlebnissen und von treffenden Urteilen. Auch unsere heranwachsenden Jüngens werden sich mit Eifer und Gewinn in die fesselnde Lektüre vertiefen.“

Das „Nachener Familienblatt“ schreibt: „Dieses schöne Buch fesselt nach jeder Seite und muß großen Nutzen für unsere Kolonien zeitigen. Wir machten schon wiederholt darauf aufmerksam, daß solche Bücher unserem Volke not tun. Hier ist solch' ein Unternehmen! Würde man unserer reiferen Jugend nur recht viele gleichwertige Bücher in die Hand geben können, die Schundliteratur fände hierin einen gewaltigen Damm. Das Langheld'sche Buch eignet sich vorzüglich für Schul- und Volksbüchereien.“

Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika

von Hauptmann M. Bayer

Mit 100 Abbildungen,
Karten und Skizzen.

Vornehm gebunden
Mark 5.—.

Neuntes bis zehntes
Tausend. ———

Ein Kenner des Krieges spricht hier zu uns! Hauptmann Bayer fuhr im Stabe des Oberst Dürr nach der Kolonie, machte dann als Generalstabsoffizier des Gouverneurs Leutwein die entscheidenden Gefechte gegen die Hereros mit und zog unter dem bewährten Afrikaner v. Estorff in das Sandfeld. Als General v. Trotha das Schutzgebiet betrat, berief er Hauptmann Bayer sofort in sein Hauptquartier, dem er angehörte, bis ihn Typhus — die übliche Folge der Strapazen — zur Heimkehr zwang. —

In klarer, eindringlicher Darstellung weiß er die Ereignisse vor Augen zu führen. Tiefenste Bilder, doch gemildert durch goldenen Humor! Wir begleiten unsere Kämpfer auf die Gefechtsfelder von Onganjira, Ovumbo, Hamakari (Waterberg), wir sehen den Zug ins Sandfeld in seiner erschütternden Tragik sich abspielen. Von besonderem Interesse sind die Schilderungen des täglichen Lebens der Schutztruppe vor dem Feinde. Dabei tun wir manchen Blick in Herz und Empfinden unserer Soldaten. Auf einsamen Patrouillenritten ziehen wir mit dem Ver-

fasser durch das weite, stille Land und erfahren, wie eigenartig das Leben des leitenden Stabes in der Buschsteppe sich gestaltete. Über Wert und Bedeutung der Kolonie bringt das Werk überraschende Ausblicke. Allen Freunden der Armee und unserer Kolonie und allen, die Freude an lebendigen und wahrheitsstreuen Kriegsschilderungen haben, sei das Bayerische Buch aufs wärmste empfohlen. Es ist ein Geschenkwerk, von hohem, bleibenden Wert und vor allem so recht geeignet, auch unsere reifere Jugend anzuspornen, jenen Männern nachzueifern, die in treuer Pflichterfüllung drüben fürs Vaterland gekämpft und ihr Leben in die Schanze geschlagen haben!

Prof. Dr. Fritz Regel, Würzburg, schreibt über das Buch:

Das Bayer'sche Werk bietet eine überaus klare und von echt patriotischem Geist durchwehte Darstellung des jüngsten und weit-aus schwersten deutschen Kolonialkrieges gegen die Hereros und die Hottentotten! Der Verfasser hat bekanntlich als Generalstabs-offizier an den verschiedenen Phasen dieses Feldzuges in sehr vielseitiger und angestrenzter Tätigkeit persönlich teilgenommen, er hat daher nicht nur selbst sehr viel erlebt, sondern auch im Hauptquartier die beste Gelegenheit gehabt, von allen Seiten zufließendes Material zu sammeln und für seine prächtigen Schilderungen in äußerst gewissenhafter, durchaus objektiver Weise zu verwerten! So wird seine Darstellung zu einer wertvollen Ergänzung des Generalstabswerkes über diesen Kolonialkrieg. Die bereits notwendig gewordene neue Auflage sollte jedoch nicht nur dem Heere und den weitesten Kreisen unserer Gebildeten bekannt werden, sondern auch der heranwachsenden Jugend durch Schülerbibliotheken, als Prämie sowie als Geschenk in recht ausgedehntem Maße zugänglich gemacht werden! Hier ist dem heranwachsenden Geschlecht in der Tat eine vortreffliche, die Phantasie in richtiger Weise anregende, die Liebe zum Vaterland kräftigende Nahrung geboten, die dasselbe zur Pflichttreue und zu tüchtigen Leistungen anspornen wird sowie zur Begeisterung für die von unseren Offizieren und Soldaten vollbrachten Heldentaten fortreißen muß.

Otowi — ein Hererospion?

Eine Geschichte aus dem
südwestafrikanischen Kriege

von

Jont Steffen*)

236 Druckseiten mit 2 Karten, 2 Bildern und 16 Bignetten
von Maler Heims

Preis vornehm gebunden Mark 3,60

Ein Buch von ganz besonderer Prägung!

So lebenswahr und ergreifend konnte das verzweifelte Ringen der untergehenden Hereronation nur von einem Manne geschildert werden, der als Mitkämpfer im Gefecht gelegen, auf einsamer Patrouille die weite Dornbusch-Steppe Südwestafrikas durchstreift, die Mühsale und Entbehrungen unserer Schutztruppe am eigenen Leibe ausgekostet hat.

Titel und Aufbau der Handlung sind absichtlich den beliebten Indianerbüchern nachgebildet, denn, wenn man die Schundliteratur bekämpft, geschieht das am besten in deren äußerer Gewandung! Inhaltlich hat das Buch mit dieser Literatur nichts gemein!

Der Verfasser kennt die Psyche der Jugend vorzüglich! Er weiß, was die jugendliche Phantasie dauernd beschäftigt und in atemloser Spannung hält.

Das Problem: Die Forderung der Jugend nach spannender Lektüre mit pädagogischen Grundsätzen zu verbinden, hat der Verfasser meisterhaft gelöst.

Es wäre zu wünschen, daß dieses Jugendbuch, das auch jeden Erwachsenen fesseln wird, an Stelle manches anderen tritt, in dem ein phantasievoller Schriftsteller Schilderungen von Ländern zum Besten gibt, die er nie gesehen hat. Hinter diesem Buche steht — dafür bürgt der Verlag — einer der besten Kenner unserer südwestafrikanischen Kämpfe.

Echt und packend dem Inhalt nach, in seiner äußeren Ausstattung vornehm gediegen und dabei billig, so wird das prächtige Buch hoffentlich recht viele Freunde finden und mit dazu beitragen, das Gedächtnis an in Südwestafrika betätigtes deutsches Heldentum bei der heranwachsenden Generation wach zu halten.

*) Pseudonym eines sehr bekannten Verfassers.



37.c
2404

Stenzler
Deutsche
Ostafrika